

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Variationslinguistisch-historische Fachsprachenforschung aufgrund des Hauptmann von Köpenick“

verfasst von / submitted by

Mag. Eva-Maria Dolezal

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the
degree of

Master of Arts (MA)

Wien, im Mai 2017

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 060 345 351

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Übersetzen Französisch Spanisch

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Mag. Dr. Gerhard Budin

Danksagung

Es ist mir ein besonderes Bedürfnis, an dieser Stelle meinen herzlichen Dank Herrn Prof. Dr. Gerhard Budin auszudrücken, der mir erlaubt hat, dass ich dieses für mich so überaus interessante Thema für meine Masterarbeit verwenden darf. Ich hatte mit dieser wissenschaftlichen Arbeit die Möglichkeit, die Schwerpunkte der Germanistik, der Sprachwissenschaft und der Translationswissenschaft zu erforschen und zu bearbeiten.

Ich möchte mich auch bei Frau Prof. Dr. Larissa Schippel bedanken, dass sie sich bereit erklärt, als zweite Prüferin zu fungieren.

Ferner möchte ich meinen Dank meiner lieben Mitstudentin, Frau Melanie Gall, MA, aussprechen, die diese Arbeit Korrektur gelesen und mir dadurch sehr geholfen hat, den zeitlichen Rahmen der Abgabe der Masterarbeit einzuhalten. Zudem half sie mir beim Formatieren dieser Arbeit und gab mir wertvolle Tipps.

Abschließend möchte ich Herrn Prof. Dr. Karl Lackenbauer meinen Dank aussprechen, der mir bei Beginn meines Studiums die große Vorliebe für die von mir eingeschlagenen Studienrichtungen vermittelt und nie den Glauben an mich und meine Fähigkeiten verloren hat.

Wien, Mag. Eva-Maria Dolezal

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	i
0 Einleitung	1
1. Sprachwissenschaftlicher Hintergrund	2
1.1. Variationslinguistik vs. Varietätenlinguistik	2
1.1.1. Historische Sprache und Dialekt	4
1.1.2. Sprache und Dialekt	5
1.1.3. Fachsprachen	5
1.2. Fachsprache in literarischen Texten	6
1.2.1. Ganovensprache	10
1.2.2. Militärsprache	13
1.3. Variation im Deutschen – soziolinguistische Perspektiven und Auswirkungen	15
2. Geschichtlicher Kontext	16
2.1. Das Deutsche Reich	16
2.1.1. Wilhelm I.	17
2.2. Otto von Bismarck – Außenminister – Diplomat und Reichskanzler	18
2.2.1. Berliner Kongress	19
2.3. Wilhelm II.	20
2.3.1. Kaiser Wilhelm II. und der neue Regierungskurs	22
2.4. Der Beginn des Ersten Weltkriegs	22
2.5. Berlin	23
3. Dialektologie	24
3.1. Dialektologie im deutschsprachigen Raum	24
3.2. Berliner Dialekt	26
3.2.1. Die geschichtliche Entwicklung des Berlinischen	27
3.2.2. Das Berlinische als Dialekt oder Soziolekt?	28
3.2.3. Grundlage des Berlinischen	28
3.3. Einflüsse auf den Berliner Dialekt	29
3.3.1. Jiddisch	29
3.3.2. Hebraismen	30
3.3.3. Obersächsisch	32
3.3.4. Schlesisch	32
3.3.5. Englisch	33
3.3.6. Latein	33
3.3.7. Italienisch	33
3.3.8. Französisch	33
3.3.9. Studenten- und Schülersprache	33
3.3.10. Berliner Schnauze	33

3.4.	Die Grammatik im Berliner Dialekt	34
3.4.1.	Besonderheiten der Berliner Grammatik.....	35
4.	Analysematerial: Der Hauptmann von Köpenick. Ein Märchen in drei Akten	37
4.1.	Wilhelm Voigt, der Hauptmann von Köpenick.....	37
4.2.	Wilhelm Voigts Köpenickiade	39
4.3.	Carl Zuckmayers „Hauptmann von Köpenick“	41
4.3.1.	Carl Zuckmayer.....	42
5.	Praktischer Teil	43
5.1.	Beispiele des Berlinischen am Beispiel des „Hauptmann von Köpenick“. Ein deutsches Märchen in drei Akten	43
6.	Schlussfolgerung	84
	Bibliografie.....	86
	Abstract	91

0 Einleitung

„Icke, ditte, kiecke mal. Ogen, flesch und beene“. „Ick sitz inne Küche un esse klops. uff eenma kloppts... ick steh uff, jeh raus un kieke.. und wer steht draußen? icke.“ (<http://www.berliner-zeitung.de/24265640>, Stand: 23.4.2017). Das sind zwei typische Sprüche im Berliner Dialekt, um den es in meiner Masterarbeit geht. Da ich zwar Hamburgerin bin, aber mein Vater Berliner ist, war es mir ein großes Anliegen, meine Masterarbeit mit einem sprachwissenschaftlichen Thema aus meiner deutschen Heimat zu schreiben. Nach dem Besuch einer Vorlesung und der Teilnahme an einem sprachwissenschaftlichen Seminar bei Herrn Prof. Dr. Budin und seiner Zustimmung, ergab sich das Thema zum „Berlinischen“ mit dem Titel *„Variationslinguistisch-historische Fachsprachenforschung aufgrund des Hauptmann von Köpenick“*. Für meine wissenschaftliche Arbeit habe ich mir folgende Forschungsfrage gestellt: Wie wird die fachsprachliche Terminologie, die im Roman „Der Hauptmann von Köpenick“ verwendet wird, im Berliner Dialekt repräsentiert?

Diese Forschungsfrage zu bearbeiten bedarf sehr umfangreicher vielseitiger Forschungen. Als Beispiel für diese wissenschaftliche Forschungsarbeit dient das Stück von Carl Zuckmayer „Der Hauptmann von Köpenick. Ein deutsches Märchen in drei Akten“ als Grundlage meiner Masterarbeit. Beim Hauptmann von Köpenick sind zwei typische Fachsprachen vorherrschend, die Ganovenfachsprache und die Militärfachsprache vor und während des 1. Weltkrieges. Die Analyse im praktischen Teil besteht jeweils aus den wichtigsten Sätzen aller drei Akte mit einem erklärenden Satz in Hochdeutsch und einer Erklärung, ob es sich um Ganoven- und Militärsprache handelt.

Neben diesem eigentlichen Hauptteil meiner Arbeit gibt es noch weitere Kapitel über den sprachwissenschaftlichen Hintergrund, den geschichtlichen Kontext und die Dialektologie im deutschsprachigen Raum, insbesondere der Berliner Dialekt. Zum ersten zählen der Unterschied Variationslinguistik – Varietätenlinguistik sowie die Fachsprache in literarischen Texten und die Variation im Deutschen mit den soziolinguistischen Perspektiven. Zum zweiten zählt das Deutsche Reich unter Wilhelm I, Otto von Bismarck, Der Berliner Kongress, Wilhelm II. sowie der Beginn des Ersten Weltkrieges und die Gründung Berlins. Zum dritten zählen die geschichtliche Entwicklung des Berlinischen, die Grundlage des Berlinischen und es wird der Frage nachgegangen, ob es sich beim Berlinischen um einen Soziolekt oder Dialekt handelt. Das Hauptaugenmerk in diesem Kapitel liegt aber auf den Einflüssen auf den Berliner Dialekt und die Grammatik im Berliner Dialekt.

Im letzten Kapitel vor dem eigentlichen Hauptteil geht es um das Analysematerial. Es geht um Wilhelm Voigt, dem Hauptmann von Köpenick, der Köpenickade und Carl Zuckmayer, dem Autor vom Hauptmann von Köpenick.

1. Sprachwissenschaftlicher Hintergrund

1.1. Variationslinguistik vs. Varietätenlinguistik

Bis weit in die Mitte der 1960er Jahre war fast kein Interesse für die Variation in der Sprache und ihre Varietäten vorhanden. Erst seit 1970 kam es zur „Wiederentdeckung der Heterogenität der Sprache“ (Nablings 1981:9). Die Begriffe Soziolekt, Dialekt, Sondersprache, Stilschicht und Gruppensprache wurden wieder mehr beachtet und die dominierenden Positionen der generativen Sprachwissenschaft von Noam Chomsky wurden kritisiert. Der Sprachwissenschaftler Bernstein war der Meinung, dass die sprachliche Defizienz der Unterschicht sich als sprachliche und soziale Barriere bemerkbar macht. Der amerikanische Soziolinguist William Labov hat diese These widerlegt und durchgeführte Untersuchungen zum Dialektzusammenhang vorgelegt (vgl. Sinner 2014:11).

Eine Varietät ist eine Sprache in der Sprache oder eine strukturell abgrenzbare Subsprache (Teilsprache) innerhalb einer Gesamtsprache. Varietäten sind Subsysteme in einem sprachlichen Gesamtsystem. Aus dem Gesamtsystem wählen Sprecher nach bestimmten Prinzipien einzelne Komponenten aus. Diesen Vorgang will die Varietätenlinguistik in Anbetracht der systematisch geordneten Heterogenität einer natürlichen Sprache mit Hilfe von Modellen erklären. Ein System wird also als eine Gesamtheit von Möglichkeiten verstanden – genauer von sprachlichen Handlungsmöglichkeiten. Varietäten als linguistische Subsysteme definieren wir als spezifische, systematisch vorkommende Sprachvarianten (Sprachgebrauchsformen), die sich durch signifikante und mehrfach auftretende Merkmale in Texten, Gesprächen oder multimedialen Einheiten auszeichnen (spezifische Kombination von Varianten in typologisierten Text- und Gesprächsexemplaren). Diese Merkmalbündel von Sprachvarianten erscheinen im Kontrast zu an systematisch auftretenden Variantenrealisierungen (z.B. zum Standard) als markiert und rechtfertigen die Varietätenabgrenzung. Die markierten Differenzierungsmerkmale lassen sich in zwei Gruppen einteilen: in innersprachliche und in außersprachliche. Innersprachliche Merkmale einer Varietät zeichnen sich durch charakteristische Spezifika auf phonetisch-phonologischer, graphematischer, morphologischer, lexikalischer, syntaktischer und textueller Ebene aus. Sprachexterne Merkmale sind zur Erklärung von markierten Sprachphänomenen im Wesentlichen durch die Bestimmungsfaktoren des Arealen (z.B. die räumlich begrenzte Verbreitung von *heben* im Sinne von *halten*, des Sozialen (z.B. *chillen* als jugendsprachlicher Ausdruck) und des Fachlich-Funktionalen (z.B. die Verwendung des Fachworts *Angiographie*) bestimmt. Beide Merkmalsebenen sind auch unter diachronen oder synchronen Gesichtspunkten zu betrachten ebenso wie im Hinblick auf die Medialitätstypik geschrieben-gesprochen-multimedial (vgl. Felder 2016:9). Nablings definiert mit Varietät „die verschiedenen, in sich mehr oder weniger

geschlossenen, konventionellen und sozial verbindlichen Typen der Sprachverwendung innerhalb einer Sprachgemeinschaft“ (Nablings 1981:17).

Die Bezeichnung „Variationslinguistik“ setzt sich aus der Nutzung von spontan produzierten Sprachdaten und minutiöser Koppelung sprachlicher Realisierungen an außersprachlichen Variablen bei Verarbeitung großer Datenmengen zusammen. (vgl. Sinner 2014:11-13). Der Sprachwissenschaftler Fedders äußerte 1993, dass sich in einer Variationslinguistik, die sich die Erkenntnisse der strukturalistischen Sprachwissenschaft zunutze macht, die Variablenlinguistik eine zentrale Rolle spielt. Gemeint ist hier die genaue wissenschaftliche Betrachtung von Varietäten mit Variablenlinguistik, die bereits Labov untersucht hat. Labov hat ebenfalls die Variablenregeln entwickelt, die von D. und G. Sankoff und Cedergren weiterentwickelt wurden und ein Forschungsparadigma sind (vgl. Sinner 2014:11).

Der Sprachwissenschaftler Eckert sieht 2012 die soziolinguistische Variation in der Sprachwissenschaft in drei Wellen. Die erste beginnt mit den quantitativen Studien der Variation von Labov. Die zweite Welle setzt sich mit der lokalen Identität oder dem positiven Klassenbewusstsein auseinander. Die Studie von Milroy (1980) ist ein wichtiges Werk, das sich mit der phonologischen Variation in den untersuchten sozialen Netzen in Belfast beschäftigt hat. Die dritte Welle baut auf die Analysen der ersten und zweiten Welle auf, die sich mit den sprachlichen Erscheinungen lokaler und regionaler Dialekte beschäftigen. Diese dritte Welle sieht Sprecher nicht als passive und gefestigte Träger von Varietäten, sondern als stilistisch handelnde Personen. Die Heidelberger Forschungsgruppe „Pidgin-Deutsch“ hat die Erfassung der grossen Breite an Varietäten in eine Varietätengrammatik angewandt (vgl. Sinner 2014:14-16). Bei der Darstellung der Nutzung der Variablenregeln Labovs wird nicht von Variationslinguistik, sondern von Varietätenlinguistik gesprochen. Zu den wichtigsten Aufgabenbereichen der Varietätenlinguistik gehören die Beschreibung der Varietäten, die Beziehungen der Varietäten zueinander, die Relationen zwischen den Varietäten und die Verknüpfung der Varietäten mit bestimmten außersprachlichen Faktoren (vgl. Sinner 2014:19-22).

Der Linguist Coseriu war 1980 der Meinung, dass das Wort „Sprache“ oder „Gesamtsprachen“ in verschiedenen Varietäten aufgegliedert ist. Im Jahr 1998 stellt der Sprachwissenschaftler Wesch fest, dass unterschiedliche Sprachen nicht Varietäten sind, sondern der Oberbegriff für Dialekt, Soziolekt und Register ist. Der Begriff „Varietäten“ bezeichnet der Linguist Dittmar als „Menge sprachlicher Strukturen (Phonologie, Morphologie, Syntax, Lexikon, Pragmatik). In der Linguistik ist man sich nicht einig, was genau unter „Varietät“ zu verstehen und wie eine „Varietät“ abzugrenzen ist. In Bezug auf das Suffix -lekt werden Varietäten auch „Lekte“ bezeichnet (vgl. Sinner 2014:19-22).

Die vorwissenschaftliche Feststellung, dass Sprachen aus verschiedenen Varietäten bestehen, hat bereits Fernão de Oliveira 1536 in seinem Werk „Grammatica da lingoagem portugueza anotações“ aufgestellt. Das soll der erste Text metasprachlicher Reflexion über

das Portugiesische sein, in dem der Autor über die Sprache der guten oder der schlechten Menschen forscht. Das Gründungsmitglied der „Académie française“ 1635, Claude Fabre de Vaugelas, publizierte 1647 die „Remarques sur la langue française“, Anmerkungen zur französischen Sprache. Diese Anmerkungen, die 500 Worte, Ausdrücke und grammatikalische Zusammenfassungen umfassen, sind zu einem seinerzeitigen Standardwerk geworden. Claude Fabre de Vaugelas unterschied zwischen der „bon usage“, d.h. die Sprache des französischen Hofes, und der „mauvais usage“, d.h. die Sprache der niedrigen Schichten. Eines der bedeutendsten Motive in den Diskussionen über Sprache ist die Rollenverteilung zwischen klassischen Sprachen und den Sprachen des Volkes. Die „Questione della lingua“, die „Sprachenfrageproblem“ ist das große Werk des Dante Alighieri „De vulgari eloquentia“. Sperone Speroni schrieb 1542 den „Dialogo delle lingue“ Dialog über die Sprachen (vgl. Sinner 2014:20-36).

1.1.1. Historische Sprache und Dialekt

Der Sprachwissenschaftler Coseriu setzte sich oft mit dem Unterschied von Sprache und Dialekt auseinander. Er teilt die Struktur der Sprache in drei Ebenen:

- 1. die universelle Ebene des Sprechens (z.B. jemand spricht)
- 2. die historische Ebene der Sprachen (z.B. jemand spricht deutsch) und
- 3. die individuelle Ebene der Rede

Die historische Sprache wird seiner Meinung nach immer durch ihre Varietäten realisiert.

Laut Coseriu ist die historische Sprache ein Gefüge von historischen Traditionen des Sprechens, das heißt, dass ein Dialekt nur durch Unterordnung unter eine Sprache angesehen wird (vgl. Sinner 2014:96).

Ausdrücke für Hochsprache, Umgangssprache, Dialekt (nach Radtke 1973:82)

Hochsprache	Hochsprache, Standardspr.	mündliche Literatursprache
	Einheitssprache, Gemeinspr.	Unterrichtssprache
	Bühnensprache, Vortragsspr.	Gegenwartssprache
	Literatursprache, Dichtersprache	Gemeinsprache
	Gebildetensprache, Nationalsprache, Kultursprache, Schriftsprache	
		hochdeutsche Umgangssprache, literarische Umgangssprache, gebildete landschaftliche Umgangssprache, gemeinsame Verkehrssprache, gemeinschaftliche Umgangssprache,

		Geschäftssprache, Durchschnittssprache
Umgangssprache	Umgangssprache, Alltagssprache, Gemeinsprache, Gegenwartssprache, Gemeindeutsch, Schriftdialekt, Alltagsrede, Gegendsprache, Sondersprache	Gebrauchssprache, (groß)landschaftliche Umgangssprache
		Stadtsprache, Stadtdialekt, Halbmundart, Arbeitssprache
Dialekt	Dialekt, Mundart, regionale Mundart, Volkssprache, sprachliche Grundschrift, Ortsmundart, Ortsdialekt, mundartliche Gebietssprache	Familiensprache , kleinlandschaftliche Umgangssprache mundartliche Gebietssprache

1.1.2. Sprache und Dialekt

Wissenschaftliche Forschungen haben ergeben, dass sich Dialekt und Hochsprache nicht wesentlich unterscheiden. Der gravierende Unterschied besteht in der Besetzung und der Häufigkeit der Verwendung bestimmter grammatischer Möglichkeiten. Der Sprachwissenschaftler Löffler führt zehn bzw. sechs Kriterien an, die in der Unterscheidung von Dialekt und Sprache eine Rolle gespielt haben:

- das linguistische Kriterium
- das Kriterium des Verwendungsbereiches
- das Kriterium der Sprachbenutzer mit Gebrauch des Dialekts durch Unterschicht
- den Werdegang einer Kultursprache, d.h. als Einheits- oder Kompromissform unter mehreren Teilsprachen von Dialekten gesprochen werde
- das Kriterium der räumlichen Erstreckung, wobei dieses Kriterium der räumlichen Geltung – Dialekt orts- und raumgebunden, landschaftsspezifisch – das am weitesten verbreitete/am häufigsten angewandte sei.
- das eng mit dem Kriterium der räumlichen Erstreckung zusammenhängende Kriterium der kommunikativen Reichweite und geringsten Verständigungsradius aufweise (vgl. Sinner 2014:96).

1.1.3. Fachsprachen

Fachsprachen gehören zu den ersten vorwissenschaftlich betrachteten Varietäten des Diasystems. Der Wissenschaftler Haßler stellte 1998 fest, dass die Anfänge der europäischen

Fachsprachenforschung bereits im 17. und 18. Jahrhundert stattfanden. Der Sprachwissenschaftler Adamzik hat 1998 Fachsprachen als Jargon (Fachjargon) oder Stil (Fachstil) als fachgebundene Sondersprachen eingestuft. Andere Wissenschaftler wieder wie Moser und Löffler unterschieden zwischen Berufs- und Fachsprachen. Die Entsprechungen für die Termini „Fachsprache“ und „Wissenschaftssprache“ werden in vielen Sprachen nicht unterschieden. Der Autor Rey sprach 1992 nicht von Fachsprachen oder Technolekten, sondern ausschließlich von Terminologie. (vgl. Sinner 2014:188-191).

Keine eindeutige Meinung über die Eingrenzung des Forschungsfeldes der Fachsprachen gibt es in der Literatur. In der Zeit von 1973 bis 1995 gibt es neun grundlegend verschiedene Definitionen von Fachsprache. Der Wissenschaftler Szarvas fasst die Wesenszüge folgendermaßen zusammen:

- kognitive Leistung (Fachsprachen als Erkennungsträger und Erkenntnismittel)
- soziale Funktion (Fachsprachen als sozial-kollektive Größe)
- Teil des Sprachsystems, Fachsprachen als ausgegrenzte Subsysteme der „langue“
- Teil von Kommunikationsakten (Fachsprache ist Mittel kommunikativer Situationsbewältigung) (vgl. Sinner 2014:191-192).

Laut dem Wissenschaftler Roelcke stellt Fachsprache die „Gesamtheit aller sprachlichen Mittel, die in einem fachlich begrenzten Kommunikationsbereich verwendet werden, um die Verständigung zwischen den in diesem Bereich tätigen Menschen zu gewährleisten.“ In der einschlägigen Literatur zum Beispiel von Kalverkämper und Roelcke wird die Fachsprache in einer horizontalen Gliederung nach thematischer Ausrichtung in drei bis sechs Großbereiche fachlich-beruflichen Handelns unterteilt:

- Fachsprache des Handwerks,
- Fachsprache der Wirtschaft,
- Fachsprache des Konsums und
- Fachsprache der Wissenschafts- Technik- und Institutionensprache
- In der Fachsprache für Humanmedizin scheinen bereits 77 Teilbereiche auf (vgl. Sinner 2014:195-196).

Die in dieser wissenschaftlichen Arbeit auftretenden Fachsprachen sind die Fachsprache der Ganoven, auch Ganovensprache, und die Fachsprache des Militärs, auch Militärsprache, die im nächsten Kapitel näher erläutert werden.

1.2. Fachsprache in literarischen Texten

Die Sprachwissenschaftlerin Ursula Wienen hat sich mit den translatorischen Dimensionen der Fachsprachenverwendung in literarischen Texten am Beispiel zweier Romane von Jules Vernes beschäftigt. Sie hat die wissenschaftlichen Arbeiten über die Charakteristika von Fachsprachen von Baumann/Kalverkämper aus dem Jahr 1992 fortgesetzt und diese in übereinzelsprachlicher und translatologischer Hinsicht erweitert. Sie hat sich für ihre Arbeit

zwei Romane von Jules Vernes ausgesucht, um anhand der französischen und deutschen Sprache die Reproduktion charakteristisch fachlicher Merkmale eines Ausgangstextes im Zieltext vorzunehmen. Die zwei Romane eignen sich besonders zur Veranschaulichung dieser wissenschaftlichen Thesen, die die Vielschichtigkeit der Arten und Funktionen fachsprachlicher Einschübe in literarische Texte und deren Relevanz für die Übersetzungswissenschaft beweisen (vgl. Wien 2011:815-829).

Beispiele dieser von Ursula Wien wissenschaftlich erarbeiteten Thesen zur Verwendung von fachsprachlichen Elementen in den Romanen von Jules Vernes ist z.B.: „Je citerai, pour mémoire seulement, (...) VML 1983, 382) sowie die Beschwichtigung des Lesers, der sich mit komplexer Nomenklatur auseinandersetzen muss ist z.B.: „et bien que la nomenclature en soit un peu aride, VML 1983, 387). Die Beschreibung technischer Effekte, die geheimnisvoll, abenteuerlich und außergewöhnlich sind, unterstreicht das Eindrucksvolle, das der Fachsprache innewohnt, Compère sieht darin den Grund, dass sich das Werk zu einem Klassiker entwickelt hat. Die Forderung nach Spannung in einem Abenteuerroman ist dominierend. Der Leser wird durch kürzere Einschübe auf die Folter gespannt und im Unklaren gelassen, z.B. der durch die Fachsprache motivierte Verzögerungseffekt (vgl. Wien 2011:818-819).

« Je me précipitai vers la vitre, et sous les empâtements de coraux, revêtus de fongles, de syphonules, d'alcyons, de cariophyllées, à travers des myriades de poissons charmants, des girelles, des glyphisidons, des pomphérides, des diacopes, des holocentres, je reconnus certains debris (...) » (Verne 1983,211)

Modifikationen hinsichtlich des fachsprachlichen Elements

Es taucht die Frage des translatorischen Umgangs mit Synonymen auf, z.B. lateinische Artbezeichnungen des gemein- oder umgangssprachlichen Ausdrucks im Ausgangs- oder Zieltext. Die fachbezogene Veränderung von Lexemen im Ausgangstext erreicht im Zieltext ein besseres Terminologieverständnis beim Leser, der die normale Bezeichnung für „Wal“ (baleine) genau so versteht wie die Bezeichnung Pottwal (cachalot) und den Unterschied oft nicht kennt.

Modifikationen hinsichtlich des Kontexts

In unmittelbarer Umgebung von fachsprachlichen Elementen können im Zieltext Modifikationen auftauchen:

« Mon oncle avait levé ses grands bras (...). Sa bouche ouverte démesurément, (...) toute démesurément, (...) toute sa posture enfin dénotait un étonnement sans borne. Il se trouvait devant une inappréciable collection de Leptotherium, de Mericothorium, de Lophiodons, d'Anoplothorium, de Megaterium, de Mastodontes, de Protopithèques, de Ptérodactyles, de tous les monsters antédiluviens entassés pour sa satisfaction personnelle » (Verne 2001, 250, 252)
„Mein Onkel hatte die langen Arme (...) emporgehoben. Sein Mund stand weit offen, (...) ja, seine ganze Haltung drückte grenzenloses Erstaunen aus. Er stand vor einer unschätzbar wert-

vollen Sammlung von Leptotherien, Mericotherien, Mastodonten, Protopitheken, Pterodaktylen und anderen Urweltmonstern, zu denen er allein hier Zugang hatte“. (Verne 1996:259)

Eliminierung fachsprachlicher Elemente oder Passus

Kapitel aus, die fachsprachliche Elemente enthalten. Das Weglassen von fachsprachlichen Elementen kann die Auswirkung auf den Leser beeinflussen. Mit dem Wegfall mit einem auf seine Lebendigkeit deutlich im Mittelpunkt stehenden Lexems geht auch der Effekt der Komik verloren. Manchmal werden Termini durch „usw.“ ersetzt, oder für die Auslassung wird eine Rechtfertigung gegeben (z.B.: womit ich aber doch den Leser verschonen will):

« Là sous un sol rocheux et volcanique, s'épanouissait toute une flore vivante, des éponges, des holoturies, des cydippes hyalines ornées de cyrrhes rougedâtres. (...) Conseil s'était occupé plus particulièrement d'observer les mollusques et les articulés, et bien que la nomenclature en soit un peu aride, je ne veux pas faire tort à ce brave garçon en omettant ses observations personnelles » (Verne 1983, 386f.)
„(...) und wo auf felsigem und vulkanischem Grund eine ganze Flora lebender Gewächse, Schwämme, Holothurien usw. sich ausbreitete. Nicht minder eifrig befaßte er sich mit der Beobachtung der Mollusken und Gliederthiere und stellte ein langes Verzeichnis auf, womit ich aber doch den Leser verschonen will“. (Verne 1874b, 2. Teil, Siebentes Kapitel)

Wenn Fachtermini unter einem Hyperonym zusammengefasst werden, kann man damit Auslassungen kaschieren. Der Erzähler, der sich im französischen Text beim Abstieg ins Erdinnere unwohl fühlt, bringt die Situation außer Kontrolle. Die Übersetzung verliert hier an Situationskomik (vgl. Wienen 2011:815).

« (...) Je ne sais si le plus enragé géologue eût essayé d'étudier, pendant cette descente, la nature des terrains qui l'environnaient. Pour mon compte, je ne m'en inquiétai guère; qu'ils fussent pliocènes, miocènes, éocènes, crétacés, jurassiques, triasiques, permien, carbonifères, dévoniens, siluriens ou primitifs, cela me préoccupa peu. Mais le professeur, sans doute, fit ses observations ou prit ses notes (...) » (Verne 2001, 126).
„(...) Ich meines Theils kümmerte mich wenig um die Bodenbeschaffenheit, aber der Professor stellte Beobachtungen an und machte sich Notizen (...)“ (Verne 1874a, Siebzehntes Kapitel).

Im nachfolgenden Fall werden in dem Roman „20.000 Meilen unter den Meeren“ Kapitel gestrichen. In einem Kapitel werden die Fachsprache und die Poetizität der Unterwasserwelt beleuchtet. Vernes Einbettungsstrategie bestand hier darin, einem Reisenden in einem Zug rasende Landschaften vorbeiziehen zu sehen. Diese Situation erlaubt es ihm, schnelle Handlungen wie folgt vorzunehmen:

« Je ne vis donc de l'intérieur de cette Méditerranée que ce que le voyageur d'un express aperçoit du paysage qui fuit devant ses yeux (...). Nous restions à l'affût devant les vitres

du salon, et nos notes me permettent de refaire en quelques mots l'ichtyologie de cette mer. Des divers poissons qui l'habitent, j'ai vu les uns, entrevu les autres, sans parler de ceux que la vitesse du Nautilus déroba à mes yeux. » (...) Au milieu de la masse des eaux vivement éclairées par les nappes électriques, serpentaient quelques-unes de ces lamproies longues d'un mètre, (...). Des oxyrhinques, sortes de raies » (...) (Verne 1983:380f.)
 „Ich sah (...) weniger als der Passagier eines Eilzugs, der die Landschaft durchbraust“ (...) (Verne 1974:140)

Dieses Kapitel wurde in der deutschen Fassung auf zwölf Taschenbuchseiten geschrieben und weiter reduziert, sodass zum Schluss nur ein Satz übrigblieb. Durch diese extreme Raffung sieht man noch viel weniger (vgl. Wienen 2011:815).

Modifikation erklärender Verfahren

Aus dem folgenden Beispiel ist klar ersichtlich, dass eine Modifikation erklärender Verfahren große Änderungen der Effekte in der zielsprachlichen Version zur Folge haben:

« Vous le voyez, reprit-il, il n'a pas six pieds de long (...) Le crane de ce fossile est régulièrement ovoïde, sans développement des pommettes, sans projection de la mâchoire. Il ne présente aucun caractère de ce prognathisme qui modifie l'angle facial. Mesurez cet angle, il est Presque de quatre-vingt-dix degrés, Mais j'irai plus loin encore (...) » (Fußnote)
 « L'angle facial est formé par deux plans, l'un plus ou moins vertical qui est tangent au front et aux incisives, l'autre horizontal, qui passé par l'ouverture des conduits auditifs et l'épine nasale inférieure. On appelle prognathisme, en langue anthropologique, cette projection de la mâchoire qui modifie l'angle faciale ». (Verne 2001:257)
 „Wie Sie sehen, ist er kein zwei Meter großer Hüne, von Riese keine Spur (...) Der Schädel ist gleichmäßig oval gebildet. Die Wangenknochen und das Kinn stehen nicht vor. Es ist auch keine Prognathie festzustellen, die die Anthropologen den prähistorischen Rassen zuschreibt: Die Gesichtsprofilinie bildet mit der Linie Ohr-Nase-Ohr einen Winkel von fast neunzig Grad. Also keine Spur von vorstehendem Kinn und fliehender Stirn! (...)“ (Verne 1996:265)

Modifikation von Rechtfertigungsstrategien

Manchmal glaubt der Übersetzer, Rechtfertigungsstrategien für fachsprachliche Ausdrücke einzusetzen, wenn sie im Original nicht vorhanden sind. Dies führt Ursula Wienen in folgendem Beispiel deutlich vor Augen:

« Je prends la lunette et j'examine la mer. (...) Cependement mon imagination m'emporte dans les merveilleuses hypotheses de la paléontology. Je rêve tout éveillé. Je crois voir à la surface des eaux ces énormes Chersites, ces tortues antédiluviennes, (...) . Sur les grèves assombries passent les grands mammiferes des premiers jours, le Leptotherium, (...) , le Mericothierium (...).

Plua loin, le pachyderme Lophiodon » (...) (Verne 2001:214)
 „Ich nahm das Fernrohr und sah mich nach allen Seiten um. (...)
 Schade, dass es nur Fische gab. Ich saß auf dem Floß und versuchte, wenigstens v on
 all den Tieren zu träumen, die es hier geben könnte. Zum Beispiel wäre es gar nicht aus-
 geschlossen, das plötzlich vorsintflutliche Riesenschildkröten vor uns auftauchten, (...).
 Zoologische Bezeichnungen, die ich während meiner Schulzeit gehört hatte, kamen mir
 wieder in den Sinn. Da gab es das Leptotherium, (...), oder das sibirische Mericothorium.
 Oder wie wäre es mit einem Lophiodon=Dickhäuter, (...)?“ (Verne 1959:157)

Mit Ausdrücken wie ... je crois voir, soll der Leser in die Wirklichkeit des Traums überführt werden. In der freien Übersetzung werden der Zauber des Traums und die Illusion der Wirklichkeit zunichte gemacht: versuchte, wenigstens (...) (vgl. Wienen 2011:825ff).

Das Ergebnis dieser wissenschaftlichen Untersuchung erklärt die Vielschichtigkeit der Arten und Funktionen fachsprachlicher Einschübe in literarischen Texten und deren Relevanz für die Übersetzungswissenschaft lässt sich in den zwei Verne-Romanen veranschaulichen. Ebenso kann die Wirkung eines literarischen Werks durch fachsprachliche Einsprengsel modifiziert werden (vgl. Wienen 2011:825ff).

1.2.1. Ganovensprache

Der Protagonist in dem Roman und Theaterstück von Carl Zuckmayer, „Der Hauptmann von Köpenick“, Friedrich Wilhelm Voigt, verbrachte fast sein ganzes Leben in Gefängnissen. Dort lernte er gezwungenermaßen die Fachsprache der Ganoven. Diese Ganovensprache wandte er nicht nur während seiner Gefängnisaufenthalte an, sondern auch während seiner kurzfristigen Aufenthalte in der Freiheit (vgl. Zuckmayer 1995:158ff).

Diebstahl, Hehlerei, Betrug und Falschspiel sind Verbrechen, die mit wenig Gewaltausübung auszuführen sind und dem Verbrecher unter Umständen sogar die Möglichkeit geben, ein bürgerliches Dasein weiter führen zu können. Moderne Kriminalstatistiken belegen dies. Wenn man nun die mittelalterlichen Verbrechenakten nach der modernen Statistik bearbeitet, würde man feststellen können, dass die „gewaltlosen“ Verbrechen einen großen Anteil an den Gesamtverbrechen darstellen. Die Bamberger Achtliste von 1306-1332, das Egerer Achtbuch von 1310-1390, die Nürnberger Acht-, Verbots- und Fehdebücher von 1285-1403, die Achtliste und das Wundenbuch von Regensburg von ca. 1325 bis 1350 und die „Hirsuta hilla nova“ von Breslau aus den Jahren 1458-1526 widersprechen dieser o.a. Meinung, da sie beweisen, dass von mehr als 1600 Fällen nur 61 Diebstahlsfälle aufscheinen. Auch Claude Gauvard und andere Historiker waren der Meinung, dass Diebstahl und verwandte Verbrechen im Mittelalter eher von Randgruppen begangen wurden, während die „normalen“ Gewaltverbrechen eher von der Mittel- und Oberschicht der jeweiligen Städte verübt wurden. Die „Sankt-Gallus-Listen“ von Augsburg bezeugen, dass es im Spätmittelalter in einigen Städten „Fremde“ gab, die dem

jeweiligen Stadtreghiment doch so mißfielen, daß sie in jedem Jahr an einem bestimmten Tag – hier: am Sankt-Gallus-Tag der Stadt verwiesen wurden. Die Menschen, die verwiesen wurden, waren meist Bettler und andere „schädliche Leute“, wie man aus den bei Buff abgedruckten Listen von 1349 und 1379 erschen kann. In Basel wurden die „schädlichen Leute“, das „fahrende Volk“, die „Vagati“ für drei Tage auf dem Kohlenberg geduldet, danach aber mussten sie der Stadt den Rücken kehren. (vgl. Schüßler 2001:389ff).

Aus diesen Nachrichten kann man ersehen, dass es im Spätmittelalter in Deutschland ein „fahrendes Volk“ gab, das als „schädlich“ empfunden wurde. Die Quellen der Kenntnis über die „Schädlichen“ sind zugleich Quellen der Existenz einer besonderen Sprache dieser Menschen, die „Rotwelsch“ genannt und offenbar entwickelt wurde, um es den Strafverfolgungsbehörden zu erschweren, in den „Mundus Vagatorum“ einzudringen und die kriminellen „Vagati“ auszuhorchen, zu überführen und zu bestrafen, weshalb die Behörden manchmal so reagierten wie die Stadt Augsburg mit ihren Sankt-Gallus-Listen und-Ausweisungen. Die Quellen für die Existenz der „Schädlichen“ und ihr „Rotwelsch“ sind folgende:

1. Das „Passional“ aus der Zeit um 1250: Hier kommt zuerst der Begriff „Rotwelsch“ in der Bedeutung „unverständliche Sprache“ vor.
2. Der „Schulmeister von Esslingen“ spricht in einem von ihm zwischen 1272 und 1285 gedichteten vom „Buf“-Spiel. (Das Spiel war ein Brett- und Würfelspiel, bei dem man leicht betrügen konnte).
3. Das Augsburger Achtbuch bringt in den Einträgen von 1342 und 1343 zehn verschiedene Rotwelschsausdrücke, die mit wirklichen Verbrechen wie Diebstahl und Raub zu tun haben.(Von den zehn verschiedenen Rotwelsch-Begriffen sind sieben jiddischen und drei mittelhochdeutschen Ursprungs).
4. Dietmar von Meckebach, der Kanzler des Herzogtums Breslau, überliefert uns um 1350 zwölf verschiedene Rotwelsch-Ausdrücke, die mit „wirklichen“ Verbrechen wie Diebsthl und Raub zu tun haben.
5. Auch das Augsburger Achtbuch bringt in den Einträgen von 1349 ebenfalls vier verschiedene Rotwelsch-Ausdrücke zu „wirklichen“ Verbrechen.
6. Die „Wiener Bettlerordnung“ von 1443 bringt 2 Rotwelsch-Ausdrücke, die sich wieder mit der Bettelei befassen und die mittelhochdeutschen Ursprungs sind. (Die Ausdrücke lauten „Stertz“ und „Stertzmeister“).
7. Das sog. „Basler Ratsmandat“ von ca. 1450 ist nun schon umfangreicher: Es besteht aus einer Beschreibung von 32 verschiedenen, (meist betrügerischen) „Bettlerberufen“, von denen 6 auch von Frauen ausgeübt werden, nebst ihren Rotwelsch-Bezeichnungen,und enthält dazu ein Vokabular von 31 Rotwelsch-Wörtern des Alltags.
8. Die Chronik des Matthias von Kemnat zum Jahre 1475 enthält 37 verschiedene Rotwelsch-Wörter, mit denen 26 unterschiedliche Arten der betrügerischen Bettler

beschrieben werden. 5 von diesen „Bettlerberufen“ werden auch von Frauen ausgeübt. (Alle diese Bettlerarten kommen auch im „Basler Ratsmandat“ vor. Von den Rotwelsch-Wörtern sind 21 jiddischen, 16 mittelhochdeutschen Ursprungs)

9. Der Züricher Ratsherr Gerold Edlibach überliefert uns um 1490 in seinem Rotwelsch-Glossar 65 Wörter. (Unter diesen 65 Wörtern gibt es aber eine Triplette: So kommt alchen in der Bedeutung „gehen“ in den Formen gfralcht, alcha und galcht vor. 24 der Wörter sind jiddischen Ursprungs. 1 stammt aus der Sprache der Roma, die hier zum ersten Mal als Quelle von Rotwelsch-Wörtern dokumentiert ist. Drei Wörter sind lateinischen, drei altfranzösischen Ursprungs, drei Wörter stammen aus dem Tschechischen, 31 aus dem Mittelhoch- bzw. aus dem Mittelniederdeutschen.
10. Die „Hirsuta hilla nova“, die Kluge das „Breslauer Malefizbuch“ nennt, bringt unter den Jahren 1495 und 1508 zwölf Rotwelsch-Wörter, vor allem aus dem Bereich des Falschspiels.
- 10.a. Das Gedicht „Der Bubenorden“ aus der Zeit um 1505 erwähnt nur, daß es Rotwelsch als Gaunersprache zu seiner Zeit gibt.
11. Bebels „Triumphus Veneris“ von etwa 1501 erwähnt, daß Rotwelsch nicht nur die Sprache der Gauner sei, sondern aller „Vagati“, auch der Scholaren.
12. Der oberdeutsche „Liber Vagatorum“ von ca. 1509 beinhaltet neben einer Beschreibung der verschiedenen Bettlerberufe, sehr ähnlich der im Basler Ratsmandat, ein Rotwelsch-Vokabular von 219 Wörtern. Der „Liber“ wurde Rotwelsch-Wörtern sehr oft wiederaufgelegt und sogar ins Niederdeutsche, Niederrheinische und Niederländische „übersetzt“.
13. Der niederdeutsche „Liber Vagatorum“ von 1510 hat ein erweitertes Vokabular von 281 Wörtern und ist ansonsten so aufgebaut wie der oberdeutsche Liber Vagatorum.
14. Der niederrheinische „Liber Vagatorum“ von 1510 beinhaltet eine Beschreibung der verschiedenen Bettlerberufe und ein Glossar von 168 Rotwelsch-Wörtern.
15. Jörg Graffs „Lied vom Heller“ von 1520 überliefert uns 8 Rotwelsch-Wörter.
16. Köbels „Neues Gedicht“ von 1520 beinhaltet 16 Rotwelsch-Wörter.
17. Pamphilius Gengenbach überliefert uns 1516 in einer Art gereimtem „Liber Vagatorum“ 16 Rotwelsch-Wörter mit einem klar erkennbaren Basler Hintergrund. Der niederländische „Liber Vagatorum“ von 1547 beinhaltet neben einer Beschreibung der verschiedenen Bettlerberufe, die der im oberdeutschen „Liber“ völlig gleicht, ein Vokabular von 187 Rotwelsch-Wörtern. (vgl. Schüller 2001:391ff).

Über ein Drittel der Rotwelsch-Wörter kommt aus fremden Sprachen, mehr als ein Viertel kommt allein aus dem Jiddischen. Aus der Sprache der Roma sind vor allem Bezeichnungen für Kleidung und Tiere ins Rotwelsche eingedrungen, aus dem Lateinischen Bezeichnungen für Berufe, aus dem Altfranzösischen Zahlwörter, aus dem Tschechischen Bezeichnungen für

Personen. Das Mittelhoch- und Mittelniederdeutsche hat vor allem Bezeichnungen für (betrügerische) Bettelei, Essen und Trinken, „echte“ Kriminalität inklusive Falschspiel und Sexualität/Prostitution, Personen und Tiere zum Rotwelschen beige-steuert (vgl. Schüßler 2001:395ff).

Die moderne Rotwelsch-Forschung begann in Deutschland erst wieder nach einer Pause 1933-1945. Dies geschah 1956 mit Wolfs „Wörterbuch des Rotwelschen“, einem Werk, das für die Zukunft der Rotwelsch-Forschung wegweisend war. In der Nachfolge Wolfs ragt Roland Girtler mit seinem Büchlein über Rotwelsch, speziell das Wienerische Rotwelsch, heraus (vgl. Schüßler 2001:395ff).

1.2.2. Militärsprache

Während seines Aufenthaltes in einem der vielen Gefängnisse nahm er gezwungenermaßen an den militärischen Übungen teil, die den Gefangenen von der Gefängnisleitung aufgezwungen wurde. Er war von den Kommandos und dem Exerzieren so begeistert, dass er auch während seiner Freizeit die militärischen Bücher der Gefängnisbibliothek studierte und zum Teil sogar auswendig lernte. Dies sollte ihm zur späteren Zeit, als er seine „Köpenickiade“ plante, zu einem großen Erfolg führen (Zuckmayer 2008:141).

Die Bezeichnung Militärkultur steht in einem direkten Zusammenhang mit der Militärsprache, von der ein Teil die Militärterminologie oder Fachsprache des Militärs ist. Die Grundlage der Fachsprache des Militärs bilden das militärische Interesse, der Wille zum Wehrwesen auf der Basis, sich zu verteidigen oder andere anzugreifen und dadurch die Notwendigkeit, sich militärisch zu verständigen. Es gab schon sehr früh die Militärsprache oder die Fachsprache des Militärs, die aber schriftlich nicht umfassend überliefert ist. Die berühmte Tausende umfassende Tonarmee der Chinesen, die Geschichte von Moses im Alten Testament, der den Auszug der Juden aus Ägypten leitete, die Perserkriege und die kriegerischen Auseinandersetzungen der alten Griechen zeugen von sehr frühen kriegerischen Auseinandersetzungen und haben ihre eigene militärische Fachsprache gehabt (vgl. Mausser 1917:2ff).

Grundvoraussetzung der militärischen Fachsprache sind Eindeutigkeit, Kürze und Klarheit der Termini. Die Besonderheiten der Kommunikation in der Fachsprache des Militärs gehen von Kurzformulierungen – also Phraseologie – aus, die in ihrer Kommandosprache einen Höhepunkt findet. Die Verwendung von Abkürzungen, Zeichen, Gesten, Signalen bis hin zu Redewendungen in Handlungsabläufen findet sich in der Kommandosprache wieder. Unter dem Wort Soldatensprache oder Fachsprache des Militärs versteht man dreierlei:

1. die militärische Fachsprache oder militärische Terminologie,
2. die soldatische Standessprache im Sinne des soldatischen Argots,
3. die Sprache des Heeres als besondere Abart der deutschen Amts- oder Kanzleisprache.

Die Bedeutung 2 – Soldatensprache = soldatisches Argot, gesprochen vom gemeinen Mann, dem „Hannes“ oder wie er sonst heißen mag, von den Unteroffizieren und Offizieren – ist wesentlich eine volkskundliche. Sie ist die verbreitetste, während Bedeutung 1 und 3 häufiger durch Synonyme wie Armeesprache, Heeressprache, Militärsprache vertreten wird. Der soldatische Wortschatz ist danach teils aus den Mundarten, teils aus der vulgären gemeindeutschen Umgangssprache, teils aus Standessprachen wie dem Rotwelschen, der Studentensprache, der Jägersprache, teils aus der Handwerkersprache genommen. Ein gewisser Prozentsatz von Wörtern und Redensarten ist innerhalb der soldatischen Kreise selbst gebildet und gefunden, also nach seiner Herkunft im eigentlichsten Sinne soldatisch zu nennen. Man wird somit bei genauerer Untersuchung eines Wortes wie einer Wortbedeutung immer festzustellen haben, ob sie auf Heeresangehörige beschränkt und gegebenenfalls innerhalb der militärischen Kreise selbsttätig gebildet worden sind oder ob sie aus den Mundarten, aus den übrigen nicht gewerblichen Standessprachen, aus der Handwerkersprache, aus der vulgären Umgangssprache entlehnt worden und ebenso sehr innerhalb des Militärs wie des sprachlichen Entlehnungsgebietes üblich sind. Die Erkenntnis von der verschiedenartigen Herkunft des Wortschatzes der Soldatensprache ist ein besonders wichtiges methodologisch wertvolles Resultat der bisherigen Spezialforschung (vgl. Mausser 1917:3-7).

Kaiserin Maria Theresia von Österreich (1717-1780) hat eine 108 000 Mann starke stehende Armee geschaffen. In der Folge werden Beispiele der Militärsprache In der Zeit unter Maria Theresia angeführt:

Bereich	Beispiel	
Personenbezeichnungen, Organisationselemente und Gruppierungen	adjutant (Adjutant)	
	auditor (Militärrichter)	
	commandant (Kommandant)	
	general (kommandierender General)	
	bataillon (Bataillon)	
	infanterie (Infanterie)	
	bagage (militärisches Gepäck)	

Prof. Dr. Theodor Imme meinte zu dem Begriff „Soldatensprache“, dass deren Bedeutung darin besteht, dass sich der Soldatenstand aus allen Kreisen unseres Volkes zusammensetzt. Man darf die Soldatensprache nicht verwechseln mit der durch die Dienstvorschriften festgelegten Militärsprache mit ihren technischen Bezeichnungen, die, wie die geschichtliche

Entwicklung unseres Heerwesens es mit sich brachte, von zahlreichen Fremdwörtern durchsetzt ist, welche aus dem Neulatein oder noch mehr dem Romanischen, vor allem dem Französischen stammen. Man denke an Ausdrücke wie Regiment, General, Bataillon, Armeekorps, exerzieren, detachieren u.a. (vgl. Imme 1917:1). Die Kommandosprache besteht aus Formeln, die dem Untergebenen keinen Ermessensspielraum lassen. Die militärischen Fachsprachen erfassen möglichst präzise den technischen Apparat und strategische Vorgänge (vgl. Dahle 1969:21).

1.3. Variation im Deutschen – soziolinguistische Perspektiven und Auswirkungen

Die wissenschaftliche Untersuchung der deutschen Sprache in den Ländern, in denen man Deutsch spricht, ergab zwei voneinander divergierende Sprachtypen. Die Unterschiede waren sehr groß. Der erste Sprachtyp betrifft die Bezeichnungen Hochsprache, Schriftsprache, Literatursprache und Einheitssprache oder Standardsprache. Diese Formen des Standarddeutschen werden an allen Schulen unterrichtet, sind im Duden zu finden und werden an allen ausländischen Schulen (wie z.B. die Goethe-Institute) unterrichtet. Das „formelle Standarddeutsch“ ist nicht mit den Standardsprachen anderer Sprachen vergleichbar. Als Vergleichsbeispiel wird das „Standard English“ angeführt, das ein breites Spektrum von Registern umfasst. Man unterscheidet eine Klasse „formeller“ Register von einer „informellen“ (umgangssprachlichen) Sprache. Formelle Register werden in Gesprächen mit wissenschaftlich-technischem Inhalt geführt. Formelle Register treten häufiger schriftsprachlich als informelle Register auf. „Standard English“ stellt eine sehr breite Kategorie eines enormen Bevölkerungsanteiles dar. Die Grammatik des Englischen stellt eine von Quirk und Greenbaum geschaffene moderne Sprachform gebildeter Muttersprachler dar. während man in deutschen Grammatiken noch immer auf die Sprechweise gebildeter Leute in Erscheinungen sucht (vgl. Barbour/Stevenson 1998:145-148).

Man kann davon ausgehen, dass für bestimmte Sprechhandlungen der Standard oder standardnahe Varietäten universell obligatorisch sind und manche Register ausschließlich von ihnen besetzt werden. In Norddeutschland werden Nichtstandard-Formen nur in informellen Unterhaltungen verwendet (vgl. Barbour/Stevenson 1998:201). Die Verfasserin dieser wissenschaftlichen Arbeit ist gebürtige Hamburgerin und hat während ihrer Kindheit und Jugend miterlebt, wie Kinder, die in den Schulen während des Unterrichts Plattdeutsch sprachen, weil sie aus der Umgebung Hamburgs aus dem „Alten Land“ kamen und dort ausschließlich Plattdeutsch sprachen, diskriminiert wurden als sogenannte „Landeier“. Auch in Wien hat die Verfasserin es an der Universität Wien miterlebt, dass Studentinnen aus Tirol und Vorarlberg bei einer Vorlesung aufgefordert wurden, ihre Antworten in Hochdeutsch zu geben und nicht in ihren lokalen Varietäten. Die vielfach abwertenden Blicke und Bemerkungen der Mitstudenten waren sehr abwertend und verletzend.

In allen deutschsprachigen Regionen findet man Mundarten in bestimmten formellen Registern, wie z.B. in Dialekt-Theaterstücken und Dialektromanen. In Hamburg zum Beispiel gibt es das in ganz Deutschland bekannte und beliebte „Ohnsorg-Theater“ mit plattdeutscher Varietät. In München gibt es ebenfalls ein berühmtes Theater, das ausschließlich in bayrischem Dialekt Aufführungen anbietet. Auch in Wien gibt es mehrere Theater, wie zum Beispiel „das Tschauner-Theater“, die im Wiener Dialekt aufführen. Standardvarietäten und standardnahe Umgangssprachen haben ihren Verwendungsbereich in Deutschland und Österreich so weit ausgedehnt, dass sie dort für einen Teil der Bevölkerung die Muttersprache darstellen. (vgl. Barbour/Stevenson 1998:201-202).

In Norddeutschland sind sie i.d.R. die ausschließlichen Sprachformen der Mittelschicht, und andernorts werden sie von deren Angehörigen zwar häufig gebraucht, im persönlichen Bereich aber nach wie vor durch nicht ganz standardgerechte Formen ersetzt. In Arbeiterkreisen verwendet man bei den meisten alltäglichen Verrichtungen in Abhängigkeit von Region, Urbanitätsgrad und Bildungsniveau standardferner Varietäten, d.h. entweder des Mundartlichen oder einer dialektnahen Umgangssprache. Bezüglich der sozialen Schichten wird unter „Arbeitern“ und „Unterschicht“ in erster Linie Handwerker und andere manuell Arbeitende sowie deren Angehörige verstanden. (vgl. Barbour/Stevenson 1998:202).

2. Geschichtlicher Kontext

Bevor die variationslinguistisch-historische Fachsprachenforschung aufgrund des „Hauptmanns von Köpenick“ durchgeführt werden kann, muss der geschichtliche Kontext erarbeitet werden, in dem der „Geniestreich“, wie Kaiser Wilhelm II. ihn nannte, stattgefunden hat. Deshalb werden in diesem Kapitel die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse und Hintergründe kurz dargestellt, welche es Friedrich Wilhelm Voigt überhaupt erleichterte, die „Köpenickiade“ erfolgreich durchzuführen.

2.1. Das Deutsche Reich

Deutschland war bis 1871 in verschiedene Klein- und Mittelstaaten aufgeteilt und verbunden in einem lockeren Staatenbund, der sich Deutscher Bund nannte. Anschließend kam es zwischen den Großmächten Preußen und Österreich zum Kampf um die Vorherrschaft über den deutschsprachigen Raum (die Deutschen Einigungskriege). Nach dem erfolgreichen Krieg gegen Dänemark 1864 siegte Preußen gegen Österreich. Nachdem sich Preußen die nördlichen deutschen Staaten angeeignet hatte, gründete es mit dem Norddeutschen Bund einen eigenen Bundesstaat (vgl. <http://www.geschichte-abitur.de/deutsches-kaiserreich>, Stand: 31.3.2017). Während des Deutsch-Französischen Krieges riefen die deutschen Fürsten und hochrangige Militärs am 18. Januar 1871 im Spiegelsaal von Versailles das deutsche Kaiserreich aus. Kaiser wurde der preußische König Wilhelm I. Das Kaiserreich entwickelte

sich zu einem preußisch dominierten Obrigkeitsstaat. Durch die Verfassung des deutschen Kaiserreichs traten die süddeutschen Staaten dem Norddeutschen Bund bei. Deutschland trug die Staatsform einer konstitutionellen Monarchie. Der Reichstag wurde als Parlament bestellt, das vom Volk gewählt wurde. Das Volk durfte sich an der Gesetzgebung und am Haushaltsplan beteiligen. Viel mächtiger als der Reichstag war der Bundesrat, weil Preußen durch seine großen Landflächen ein überwiegendes Stimmrecht hatte. Noch mächtiger war die Stellung des Kaisers und des Reichskanzlers. Bis 1918 war die Reichsverfassung somit von Preußen dominiert und trug einen obrigkeitsstaatlichen Charakter. Reichskanzler Bismarck baute Schutzzölle ab, ließ Maße, Gewichte und Währungen vereinheitlichen. Die Sozialdemokratie wurde im Reichstag zur mächtigsten deutschen Partei (vgl.: [http://www.geschichte-abitur.de/deutsches-kaiserreich,S. 2/3](http://www.geschichte-abitur.de/deutsches-kaiserreich,S.2/3), Stand: 31.3.2017).

Am 18. März 1848 kam es in Berlin unter Teilnahme von ungefähr 10.000 Berlinern zu einer Kundgebung, die in nächtliche Barrikadenkämpfe und der Märzrevolution am 21. März 1848 ausartete. Königstreue Truppen haben diese Revolution niedergeschlagen, bei der 192 Menschen gestorben sind. Trotzdem kam es zu weiteren Unruhen in Berlin, in deren Folgen am 14. Juni 1848 das Zeughaus gestürmt und geplündert wurde. Der Druck der Aufständischen veranlasste den König mit seiner Proklamation „An meine lieben Berliner“ zu vielen Zugeständnissen, wie die Presse- und Versammlungsfreiheit und zur Wahl eines neuen Magistrats. Durch die schlechte Wirtschaft gab es viele Erwerbslose. Die erneut aufflammenden Unruhen wurden auf Veranlassung des Königs am 12. November 1848 durch den Belagerungszustand Berlins beendet. In diese Zeiten der Unruhen, Revolutionen, Barrikadenkämpfe und hoher Arbeitslosigkeit wurde Wilhelm I. Anfang 1861 neuer König (vgl. [http://www.geschichte-abitur.de/deutsches-kaiserreich, S.2/3](http://www.geschichte-abitur.de/deutsches-kaiserreich,S.2/3), Stand: 2.4.2017).

Das Leben in dieser Epoche war sehr stark von sozialen Klassenunterschieden geprägt. Das Militär nahm eine führende Rolle ein und der Adel bewahrte sein Sozialprestige. Durch den gestiegenen Wohlstand stieg das Bürgertum zu einer wichtigen Gesellschaftsschicht auf und gewann an politischer Bedeutung. Das am Existenzminimum lebende Proletariat war von der Sozialen Frage geprägt. Dies führte zur Gründung von Gewerkschaften und Arbeitervereinen, die für die Arbeiterschaft bessere Lebensbedingungen verlangten. Bis 1918 blieb das Kaiserreich eine vom Kaiser, Adel und Militär beherrschte Gesellschaft (vgl.: [http://www.geschichte-abitur.de/deutsches-kaiserreich, S.2/3](http://www.geschichte-abitur.de/deutsches-kaiserreich,S.2/3), Stand: 2.4.2017).

2.1.1. Wilhelm I.

Wilhelm I. wurde am 22. März 1797 in Berlin geboren und verstarb am 9. März 1888 ebenfalls in Berlin. Er wurde mit 61 Jahren Prinzregent, drei Jahre danach König von Preußen und mit 74 Jahren Deutscher Kaiser. Am 11. Juni 1829 heiratete er Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar-Eisenach, die ihm zwei Kinder, Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl von Preußen und Luise Marie Elisabeth von Preußen geboren hat (vgl. Der große

Brockhaus 1981:406). Kaiser Wilhelm I. genoss im Deutschen Volk sehr großes Ansehen und war überaus beliebt. Er berief Otto von Bismarck 1862 zum Ministerpräsidenten, der als „Eiserner Kanzler“ das Deutsche Reich neu geschaffen hat. Er führte gegen die liberale Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses eine Heeresverstärkung durch und setzte Reformen wie die Einführung der Zivilehe, die jedoch von der katholischen Kirche mit großem Widerstand begrüßt wurde, den Übergang zur Schutzzollpolitik und zu staatsinterventionistischen Maßnahmen sowie die Schaffung des Sozialversicherungssystems. Am 9. März 1888 starb Kaiser Wilhelm I. in Berlin. Sein Sohn trat die Nachfolge als Kaiser Wilhelm II. an (vgl. <http://www.geschichte-abitur.de/deutscheskaiserreich>, S.4ff, Stand: 2.4.2017).

2.2. Otto von Bismarck – Außenminister – Diplomat und Reichskanzler

Otto Eduard Leopold von Bismarck-Schönhausen wurde am 1. April 1815 in Schönhausen an der Elbe geboren und verstarb am 30.7.1898 in Friedrichsruh. Seiner Mutter hatte er zu verdanken, dass er und sein älterer Bruder eine Ausbildung mit dem Ziel erfuhren, eines Tages in den Staatsdienst einzutreten. Die Erziehung in einem Berliner Internat war geprägt von Drill und Disziplin. Sein späterer Aufenthalt bis zum Abitur im Berliner Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zeigte eine große Sprachbegabung bei ihm auf. Nach dem Abitur begann er an der Universität Göttingen das Studium der Rechtswissenschaften (vgl. Der große Brockhaus 1978:148).

1833 setzte Bismarck sein Studium an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität fort und schloss dieses 1835 mit dem Ersten Staatsexamen ab. Anschließend leistete er als Einjährig-Freiwilliger seinen Militärdienst ab und kehrte anschließend nach Greifswald in Vorpommern zurück, um sich auf die Führung der Familienbetriebe vorzubereiten (vgl. http://www.planet-wissen.de/geschichte/persoenlichkeiten/otto_von_Bismarck_der_eiserne_kanzler/index.html, S.2ff, Stand: 2.4.2017).

1845 wurde Bismarck das erste Mal politisch tätig als Mitglied des Provinziallandtags in Pommern. Vor dem politischen Gremium der Budgetkommission des preußischen Landtages hielt Bismarck seine „Blut und Eisen“-Rede, in der er seine Meinung deutlich bekanntgab, dass große Fragen der Zeit nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse entschieden werden, sondern durch Eisen und Blut. Für Bismarck bedeutete Krieg die einzige Möglichkeit, die Vorherrschaft Preußens zu erreichen (vgl. <http://www.planet-wissen.de>, Stand: 21.3.2017). Er gründete die „Neue Preußische Zeitung“ und hielt als konservativer Politiker eine Plenarrede. Später wurde er preußischer Gesandter am Frankfurter Bundestag und von 1859-1862 war er Gesandter in St. Petersburg und anschließend kurze Zeit Botschafter in Paris. Am 8.10. 1862 wurde Bismarck von Wilhelm I. zum preußischen Ministerpräsidenten ernannt. Im Laufe der weiteren Jahre übernahm Bismarck die politische

Führung Preußens mit Zustimmung Wilhelm I. Unter seiner Führung wurden viele außenpolitische Handlungen durchgeführt wie zum Beispiel die Unterstützung Russlands im Polenaufstand, den gemeinsam mit Österreich geführten Krieg gegen Dänemark wegen Schleswig-Holstein 1864, die Lösung des deutschen Dualismus durch einen Krieg mit Österreich 1866, die die preußische Vorherrschaft in Norddeutschland besiegelt, der deutsch-französische Krieg von 1870/1871, der am 18.1.1871 zur Ausrufung Wilhelms I. zum Deutschen Kaiser in Versailles führte und die Eingliederung Elsass-Lothringens zur Folge hatte. Als Reichskanzler unterstand Bismarck als einziger Minister ausschließlich dem Monarchen in seiner Verantwortung (vgl. Der große Brockhaus 1978:149).

Die Außenpolitik des Deutschen Kaiserreiches unter war Bismarck von einer stark absichernden Bündnispolitik geprägt. Er vermied nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1871 jeden weiteren Konflikt mit anderen Großmächten. 1879 schloss er mit Österreich einen Zweibund, der mit Italien 1882 zum Dreibund erweitert wurde. Einen Rückversicherungsvertrag mit Russland brachte er 1887 zustande (vgl.: <http://www.geschichte-abitur.de/deutscheskaiserreich>, S.2/3, Stand: 2.4.2017). Dieses defensive System des Reichskanzlers Bismarck änderte sich gravierend nach seiner Entlassung durch Kaiser Wilhelm II. im Jahr 1890, als der durch den Ausbau der Flotte und dem Streben nach Kolonien Konflikte mit anderen Großmächten wie England und Frankreich heraufbeschwor. Durch die abgeschlossene „Triple Entente“ von Frankreich, Großbritannien und Russland sah sich Deutschland eingekreist, eine Situation, die Bismarck in den vergangenen Jahren immer abzuwenden wusste. Diese sich zuspitzenden Spannungen führten 1914 zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges (vgl. Der grosse Brockhaus 1978:149ff).

Ebenfalls wurden große Veränderungen in der Verfassung von Bismarck geschaffen. Diese betrafen die Rechtsordnung, die Wirtschafts- und Sozialverfassung sowie die Verwaltungsstruktur. Kaiser Wilhelm I. erhob Bismarck als Dank für seine siegreiche Politik in den Fürstenstand und schenkte ihm den Sachsenwald in der Nähe von Hamburg. Bismarck hat den Höhepunkt seiner Karriere als Reichskanzler, Vorsitzender des Bundesrates, preußischer Ministerpräsident und Außenminister erreicht. Kaiser Wilhelm I. soll dazu gemeint haben: *„Es ist nicht leicht, unter einem solchen Kanzler Kaiser zu sein.“* (vgl. Der grosse Brockhaus 1978:149ff)

2.2.1. Berliner Kongress

Der Berliner Kongress wurde vom 13.6.1878 bis zum 13.7.1878 unter dem Vorsitz von Bismarck und der Teilnahme leitender Staatsmänner der europäischen Großmächte abgehalten. Das Ziel dieses Kongresses war die Revision des russisch-türkischen Friedens von San Stefano und endete mit dem Berliner Frieden am 13.7.1878, der die Hegemonie der Russen auf dem Balkan beseitigte. Dies führte zum deutsch-österreichischen Zweibund von 1879, dieser wieder führte zur Aufspaltung der europäischen Mächte in zwei Bündnislager.

Diesem Dreierbund zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien schloss sich 1883 auf Betreiben Bismarcks auch Rumänien an (vgl. Der große Brockhaus 1978:57).

Im Jahr 1887 hat es Bismarck als genialer Diplomat zustande gebracht, die Mittelmeerentente zwischen Großbritannien, Österreich und Italien zu gründen. Kurz danach schloss er mit Russland den Rückversicherungsvertrag mit dem Hintergedanken ab, Russland wieder an Deutschland zu binden. Innenpolitisch arbeitete Bismarck am Anfang seiner politischen Ära mit den Freikonservativen und den Nationalliberalen zusammen. Diese Zusammenarbeit wirkte sich auf Vereinheitlichung, Gestaltung und Modernisierung der Wirtschafts- und Rechtsordnung aus, die bis heute die Zivilehe und die staatliche Schule hervorgebracht haben. Bismarck kündigte in seiner Reichstagsrede am 22. Februar 1878 auf Grund von politischen Spannungen und Differenzen einen innenpolitischen Kurswechsel an. Sein Hauptziel war die Sozialpolitik, mit der er durch eine geplante Unfallversicherung, Krankenversicherung und Invaliditätsversicherung die Altersarmut bekämpfen und bei den Arbeitern eine stärkere Staatsbindung hervorrufen wollte. Bismarck meinte dazu: „Mein Gedanke war, die arbeitenden Klassen zu gewinnen, oder soll ich sagen zu bestechen, den Staat als soziale Einrichtung anzusehen, die ihretwegen besteht und für ihr Wohl sorgen möchte“. (vgl. Bismarck, Gesammelte Werke Friedrichsruher Ausgabe 1924/1935:195-196). Bismarck setzte mit der Sozialgesetzgebung einen denkwürdigen Schritt zum modernen Sozialstaat. Er sah in den Sozialisten eine Gefahr, die er mit scharfen Gesetzen bekämpfte. Außerdem beschränkte er den kirchlichen Einfluss auf den Staat. Er führt die Zivilehe verpflichtend ein (vgl. <http://www.planet-wissen.de>, Stand: 21.3.2017).

Nach dem Tod seines Vaters, Kaiser Wilhelm I. am 9. März 1888, übernahm sein Sohn als Kaiser Friedrich III. am 15. Juni 1888 die Regentschaft. Er war aber todkrank und starb nur 99 Tage nach seiner Regentschaft. Sein Sohn, Kronprinz Wilhelm, übernahm mit 29 Jahren die Kaiserwürde als Wilhelm II (vgl. http://www.geschichte-abitur.de/deutsches_kaiserreich-Geschichte_kompakt, Stand: 21.3.2017).

2.3. Wilhelm II.

Wilhelm II. wurde als Friedrich Wilhelm Viktor Albert von Preußen als ältester Sohn des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und dessen Frau Victoria geboren. Er war der Enkel Kaiser Wilhelm I. und der britischen Königin Victoria. Er war ebenfalls mit Nikolaus II. von Russland verwandt. Er war von Geburt an durch eine linksseitige Arm-Lähmung behindert und hatte dadurch eine unglückliche Kindheit, weil er durch seinen strengen Lehrer, dem Calvinisten Georg Ernst Hinzpeter, ohne Einfühlungsvermögen und Liebe erzogen wurde (vgl. Der große Brockhaus 1981:406). Wilhelm II. durchlief, wie es zur damaligen Zeit im Hochadel üblich war, den Militärdienst und die Ausbildung als Prinz und zweiter Anwärter auf den deutschen Kaiserthron. 1881 heiratete er Prinzessin Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (vgl. Der große Brockhaus 1981:406ff).

Seine Ausbildung konnte weder im Militärdienst noch in der zivilen Verwaltung ausreichend gründlich sein, da sein Großvater bereits in sehr vorgerücktem Alter war und sein Vater, Friedrich III., bereits todkrank an Kehlkopfkrebs litt. Wilhelm II. war geprägt von dieser sehr strengen Erziehung, deren Folgen ihn ein Leben lang beeinflussten. Er soll als junger aufbrausender Monarch, der nicht schweigen konnte und vor allem selbst regieren wollte, bekannt geworden sein und Bismarck, der seine Machtposition dahinschwinden sah, war nach einer Unterredung mit dem Kaiser am 15. März 1890 gezwungen, seine Entlassung einzureichen. Kaiser Wilhelm II. wählte als Nachfolger Bismarcks General Leo von Caprivi, der politisch sehr unerfahren war (vgl. Der große Brockhaus 1981:406).

Im Jahr 1896 starb Bismarcks Frau und zwei Jahre danach, am 30. Juli 1898, starb Bismarck als seelisch und körperlich gebrochener Mann. Er wurde auf seinen Wunsch hin neben seiner Frau im Mausoleum seines Anwesens in Friedrichsruh beigesetzt (vgl. http://www.planet-wissen.de/geschichte/persoenlichkeiten/otto_von_bismarck_der_eiserne_kanzler/index.html, S. 3-5, Stand: 21.3.2017).

Wilhelm II. hatte den Wunsch, Reformen in der Sozialpolitik durchzuführen. So verkündete er am 178. Geburtstag Friedrichs des Großen in einer Proklamation an sein Volk: „*Je veux être un roi des gueux*“ (dt: „*Ich will ein König der Bettler sein*“). Er forderte das Verbot der Sonntagsarbeit, der Nacharbeit für Frauen und Kinder, der Frauenarbeit während der letzten Schwangerschaftsmonate, die Einschränkung der Arbeit von Kindern unter vierzehn Jahren sowie die Streichung des Paragraphen, der es der Landespolizeibehörde erlaubte, „Verurteilten“ den „Aufenthalt in bestimmten Bezirken und Ortschaften“ zu untersagen (vgl. Der große Brockhaus 1981:406ff).

Gerade diese letzte Forderung, die Wilhelm II. zwar gefordert, aber unter der Regierungszeit Bismarcks nicht durchsetzen konnte, sondern erst später, nach dessen Abgang mit seinem Nachfolger Leo von Caprivi verwirklicht hat, hätte vielen Vorbestraften, wie der Hauptfigur des „Hauptmann von Köpenick“, dem Schuhmacher Wilhelm Voigt, die Möglichkeit gegeben, in der Gesellschaft und in Berlin wieder Fuß fassen zu können (vgl. Der Große Brockhaus 1981:406ff).

Die Sozialdemokraten, die sich immer mehr durch größeren Zulauf erstarkt sahen, nahmen zwar die geforderten Fortschritte im Arbeitsschutzgesetz zur Kenntnis, verlangten aber im Gegensatz dazu derartige Veränderungen, die der Kaiser zur damaligen Zeit nicht erfüllen konnte, ohne das Kaisertum der Hohenzollern zu gefährden, denn sie verlangten eine Verfassungsänderung, eine Demokratisierung, ein ausgeweitetes Wahlrecht, den Vorrang des Parlaments bei politischen Entscheidungen, die Senkung der Rüstungsausgaben, eine Umstrukturierung des Haushalts, die Freiheit für die Kolonien etc. Weder der junge Kaiser Wilhelm II noch der zu diesem Zeitpunkt residierende Reichskanzler Bismarck gingen auf diese Forderungen der Sozialdemokraten weiter ein, sie haben beide die Zeichen der Zeit nicht erkannt. Der Stimmenanteil der SPD bei den Reichstagswahlen und Landtagen wuchs stetig. Wilhelm II. verfolgte seine Ideen einer neuen Verbindung von Thron und Altar und

gründete den „Evangelischen Kirchlichen Hilfsverein für Berlin“, um die soziale Frage, die sich immer stärker verbreitete, lösen zu können. In dieser innenpolitisch schwierigen Zeit zwang Wilhelm II. Bismarck, der sein Abschiedsgesuch am 18. März 1890 durch Boten überbringen ließ, zum Rücktritt (vgl. Der große Brockhaus 1981:406).

2.3.1. Kaiser Wilhelm II. und der neue Regierungskurs

Die internationale Lage veränderte sich gravierend nach der Entlassung Bismarcks. Kaiser Wilhelms imperiale Machtpolitik, seine unerfahrenen impulsiven Handlungen und seine „Politik der freien Hand“, die sich in einer Überschätzung der deutschen Machtposition äußerte, brachte das Gleichgewicht des Friedens in Gefahr. Die Folge waren 1890 die Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages der französischen Annäherung an Russland, 1894 der Zweierbund zwischen Frankreich und Russland und der Ausbau der russischen Industrie mit französischem Kapital, 1898 das Flottenbauprogramm, 1902 das britisch-japanische Bündnis und 1904/05 der russisch-japanische Krieg (vgl. Der große Brockhaus 1981:407).

Die wirtschaftliche Blüte im Deutschen Reich und der steigende Wohlstand der Deutschen Arbeiterschaft schlug sich in vielen Großbauten, wie der Kaiser-Wilhelm-Kanal, der heutige Nord-Ostsee-Kanal und die Fertigstellung der riesigen Marinehöfen Kiel und Wilhelmshaven nieder. Der riesige Aufbau der deutschen Flotte hat außenpolitische Probleme geschaffen. Die Freude Kaiser Wilhelms II. am Waffenglanz und seine Impulsivität, die in der Unbedachtheit vieler Reden gipfelte, erweckten – u.a. im Ausland – den Anschein despotischer Neigungen und kriegertischer Absichten, obgleich er sich in der politischen Praxis meist konstitutionell verhielt. Die Bemühungen der preußischen Regierung um die überfällige Wahlrechtsreform scheiterten u.a. an der fehlenden Unterstützung durch den Kaiser. Die Atmosphäre ständig sich zuspitzender Konflikte vergiftete die ganze Periode zwischen 1898 und 1914 (vgl. Der große Brockhaus 1981:407ff).

2.4. Der Beginn des Ersten Weltkriegs

Nach dem Selbstmord des Kronprinzen Rudolf von Österreich wurde Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este, der Neffe des österreichischen Kaisers Franz Josefs I., zum Thronfolger ernannt. Er war mit der nicht standesgemäßen Gräfin Sophie Chotek von Chotkowa und Wognin verheiratet und hatte mit ihr drei Kinder. Am 28.6.1914 wurden Franz Ferdinand und seine Frau Sophie in Sarajevo von serbischen Nationalisten ermordet (vgl. Der große Brockhaus 1981:328).

Die Ermordung veranlasste Wien am 23.7.1914, gestützt durch sehr weitgehende deutsche Zusagen, zu einem kaum annehmbaren Ultimatum an Serbien. Serbien lehnte jede Einschränkung seiner Souveränität ab und mobilisierte seine Streitkräfte. Großbritannien

schlug am 27.7. eine Botschafterkonferenz der Großmächte vor, ordnete allerdings zugleich die Teilmobilmachung seiner Flotte an. Deutschland lehnte die Botschafterkonferenz ab, versuchte aber nun Österreich-Ungarn zu veranlassen, seine Forderungen zu mäßigen und Russland entgegenzukommen, um den Konflikt doch noch zu lokalisieren. Doch die Mobilmachungsmaßnahmen Russlands als Antwort auf die Kriegseröffnung Österreich-Ungarns an Serbien setzten angesichts des militärstrategischen Termindrucks in Deutschland den diplomatischen Bemühungen ein Ende. Der russischen Teilmobilmachung am 29.7. folgte am 30.7. die Gesamtmobilmachung. Am 1.8. erklärte Deutschland an Russland, am 3.8. an Frankreich den Krieg. Nach dem deutschen Einmarsch in das neutrale Belgien aufgrund des Schlieffenplanes, trat am 4.8. Großbritannien in den Krieg gegen das Deutsche Reich ein. Im Londoner Vertrag vom 4./5.9.1914 verpflichteten sich die „Alliierten Mächte“ Frankreich, Großbritannien und Russland, keinen Sonderfrieden abzuschließen – Russland mit dem Vorbehalt, falls es nicht durch innere Unruhen dazu gezwungen sei. Ungeachtet ihrer Bündnisse mit dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn, blieben Italien und Rumänien zunächst neutral. Dagegen konnte die Türkei (Bündnis 2.8., Kriegseintritt 1.11.1914) am 6.9.1915 auch Bulgarien von den Mittelmächten als Bundesgenossen gewinnen (vgl. Der große Brockhaus 1981:328).

Der Erste Weltkrieg entwickelte sich bis zum Jahr 1918 zu einem Weltkrieg der Materialschlachten und forderte in vier Jahren mehr als zehn Millionen Menschenopfer. Die Beendigung des Krieges brachten der Versailler Vertrag (mit dem Deutschen Reich am 28.6.1919) und Verträge von St. Germain (mit Österreich am 10.9.1919). Aufgrund eines Berichts einer Entente-Kommission wurde die Alleinschuld Deutschlands und seiner Verbündeten als Art. 231 in den Versailler Vertrag aufgenommen. Mit ihr wurden alle Reparationsansprüche der Alliierten begründet. In den vier Kaiserreichen Deutschland, Russland, Osmanisches Reich und Österreich-Ungarn brachte der Erste Weltkrieg den Untergang der Monarchie. Österreich-Ungarn und das Osmanische Reich wurden in eine Reihe von Nachfolgestaaten oder Mandatsgebiete aufgelöst, neue Staaten entstanden auf dem Boden der alten Großreiche Finnland, Estland, Lettland, Litauen, Polen, Österreich, Tschechoslowakei, Ungarn, Jugoslawien sowie die Staaten im Vorderen Orient (vgl. Der große Brockhaus 1981:332-333).

2.5. Berlin

Bis in das 13. Jahrhundert geht die Geschichte Berlins zurück. Im Jahr 1244 wurde zum ersten Mal der Ortsname urkundlich erwähnt. Berlin wurde 1451 zur Residenzstadt ernannt. Sie musste durch diese Ernennung ihren Status als „Freie Hansestadt“ aufgeben. Durch den Dreißigjährigen Krieg von 1618 bis 1648 ging die Zahl der Bürger um die Hälfte zurück und ein Großteil der Häuser wurde während der Gefechte stark in Mitleidenschaft gezogen. Durch die kluge Einwanderungspolitik des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm stieg die

Bevölkerungszahl des sich nur langsam erholenden Berlins (vgl. <http://www.ganz-berlin.info/geschichte.html> S.1/2, Stand: 2.4.2017).

Berlin wurde zur preußischen Hauptstadt gewählt, als Friedrich I. König von Preußen wurde. Die Städte Berlin, Cölln, Friedrichswerder, Dorotheerstadt und Friedrichstadt wurden vereinigt, wodurch die Königliche Haupt- und Residenzstadt Berlin entstand. Zur Reichshauptstadt wurde sie im Jahr 1871 im Zusammenhang mit dem neu entstandenen Deutschen Reich unter Reichskanzler Otto von Bismarck. Unter den Nationalsozialisten wurde Berlin zur Reichshauptstadt und erreichte eine große politische Bedeutung. Hitler und sein Architekt Speer entwickelten große Pläne zur Entwicklung Berlins als „Welthauptstadt Germania“ in Anlehnung an das römische Vorbild. Der Zweite Weltkrieg führte zu einer fast vollständigen Zerstörung Berlins. Der Wiederaufbau Berlins ging nur sehr langsam voran. Im Mai 1945 wurde Berlin nach Kriegsende in vier Besatzungszonen aufgeteilt. Die drei Westsektoren gehörten den Westalliierten USA, Frankreich und England. Der Ostteil stand unter der Verwaltung der Sowjetunion. Die Währungsreform im Westen im Jahr 1948 und die Gründung der Bundesrepublik Deutschland sowie der DDR führten zu wachsenden Spannungen. Die Luftbrücke umging die wirtschaftliche Blockade von West-Berlin. Im Jahr 1961 kam es zur endgültigen Teilung der Stadt, als die sowjetische Führung die Berliner Mauer baute und die DDR (Deutsche Demokratische Republik) entstand. Im Jahr 1989 fiel die Berliner Mauer und zwei Jahre später folgte die Wiedervereinigung mit der Bundesrepublik Deutschland. Die Stadtteile Ostberlins wurden renoviert und teilweise neu aufgebaut. Berlin ist heute eine strahlende Weltmetropole wie New York, Paris, Moskau, London und Tokio (vgl. <http://www.ganz-berlin.info/geschichte.html> S. 1/2, Stand: 2.4.2017).

3. Dialektologie

3.1. Dialektologie im deutschsprachigen Raum

Der Beginn der Dokumentation mundartlicher Wortschätze setzte erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein. Einer der wichtigsten Vertreter der Sprachgelehrten seiner Zeit, die das neue „Mundart-Bewusstsein“ beschrieben, war Gottfried Wilhelm Leibnitz. Er schrieb:

„Der Grund und Boden einer Sprache, so zu reden, sind die Worte, darauff die Redens-Arten gleichsam als Früchte herfür wachsen. Woher dann folget, dass eine der Haupt-Arbeiten, deren die Teutsche Haupt-Sprache bedarff, seyn würde eine Musterung und Untersuchung aller Teutschen Worte, welche, dafern sie vollkommen, nicht nur auf diejenige gehen soll, so jedermann brauchet, sondern auch auf die so gewissen Lebens-Arten und Künsten eigen. Und nicht nur auf die so man Hochteutsch nennet, und die im Schreiben anietzo allein herrschen, sondern auch auff Plat-Teutsch, Märckisch, Ober-Sächsisch, Fränckisch, Bäyrisch, Oesterreichisch,

Schwäbisch, oder was sonst hin und wieder bey dem Landtmann mehr als in den Städten bräuchlich“ (Leibniz 1697:336)

Im 18. Jahrhundert waren viele Forscher der Meinung, dass man die eigentümlichen Sprachen der eigenen Region sammeln und zugänglich machen. Leibniz ging bei dieser Meinung von zwei Motiven aus. Zum einen soll mithilfe von landschaftssprachlicher „Blutauffrischung“ einer lexikalischen Verkümmern der Schriftsprache vorgebeugt werden. Zum anderen soll die Untersuchung von Provizialwörtern/Idiotismen helfen, historisch-etymologische Wurzeln der deutschen Sprache zu erkennen (vgl. Niebaum/Macha 2006:51-52).

Die Bewertung der Dialekte reicht von positiv bis absolut negativ. Nimmt man übergeordnete Sprachnormen zum Maßstab, kann man drei Stadien der gesellschaftlichen Bewertung von Dialektalität unterscheiden:

1. Vom Beginn bis ungefähr 1500 : Phase ohne übergeordnete Normen. Während dieser Zeit bestehen die einzelnen „lantsprachen“ in friedlicher Koexistenz nebeneinander. Dadurch schafft die normative Kraft der faktischen Dialektvielfalt eine stabile Konstellation. Zu dieser Zeit war das gesellschaftliche Bedürfnis nach einer überregionalen Kommunikation noch wenig ausgeprägt. Aus diesem Grunde kann die „Herrschaft des sprachlichen Particularismus“ trotz einiger auf Vereinheitlichung der Schreibdialekte zielender Ansätze (wie zum Beispiel in der „Höfischen Dichtersprache“ der klassischen mittelhoch-deutschen Zeit) lange bestehen. Die Wirkung für Schreib- und späte Druckprodukte nahm im Spätmittelalter zu. Neu entstehende „Kleinwörterbücher“ für den interregionalen Sprachkontakt (z.B. der „Vocabularius optimus“, der im 14. Jahrhundert eine Brücke vom Bairisch-Österreichischen zum Schwäbischen schlägt) ermöglichen die Verständlichkeit. Die Dialekte in dieser Zeit der ersten Großphase stellen gleichberechtigte Sprachvarietäten dar (vgl. Niebaum/Macha 2006:189).
2. Von der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis ungefähr 1750: Phase der Suche nach übergeordneten Normen. Von der Frühen Neuzeit gerät die relative Balance der mittelalterlichen Sprachkonstellation in Bewegung. Die Bewertung der geschriebenen/gedruckten und der gesprochenen Regionalsprachen wird kritischer. Im 17. Jahrhundert ist die Haltung der „Kulturschaffenden“ im Bereich Sprache (Grammatiker, Autoren) zum Teil dialektfeindlich. Bei der Kodifizierung der Sprachnorm waren sich die Grammatiker über den Missstand der Dialekte einig, die als um Provinzialismen und Pöbelsprachen weitab vom gelehrten Schriftdeutsch der aufkommenden einheitlichen Kultursprache entgegenstanden. Zwei problematische Argumente begründen dies folgendermaßen: Einerseits sind Dialekte Musterbeispiele „regelloser“ Sprache, andererseits handelt es sich um „Bauern- und Pöbelsprachen“ Besonders die „soziale Deklassierung“, die durch den Gebrauch des Dialekts mit sozial minderwertigen Gesellschaftskreisen verbunden wird, führte zu einer Aversion

gegen Dialektalität (vgl. Niebaum/Macha 2006:189). Von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis heute: Die Zeit übergeordneter Normen. Nicht exakt feststellbar ist der Zeitpunkt, ab dem feste Sprachnormen im Deutschen eingeführt sind. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts sind die Konturen der gesamtdeutschen Kultursprache sichtbar. Eine literarische Einheitssprache zieht eine veränderte Bewertung der Dialekte nach sich. Waren sie im 17. Jahrhundert meistens Störfaktoren, so bekommen sie in der Zeit der Aufklärung eine Reihe von Sprachgelehrten neue positive Qualitäten. Angeregt hat diese neue Sicht der Dialekte um 1700 Leibniz, In seinem Gefolge entstehen erste dokumentarische Mundartsammlungen, die sogenannten Idiotika (vgl. Niebaum/Macha 2006:189-190).

3.2. Berliner Dialekt

In seiner mehr als 750-jährigen Geschichte hat Berlin eine eigene Mundart entwickelt. Sie ist keine Abwandlung des Hochdeutschen, sondern hat ihren niederdeutschen Kern des märkischen Platt, einen ansehnlichen Teil fremdländischer Wörter und Redewendungen in sich aufgenommen, wie zum Beispiel aus dem Polnischen Großkotsz, Kabache, Pachulke, Pennunze, Pomade, dalli; aus dem Lateinischen Animus, Lokus, Moneten, Palaver, Pelle, Tempo, famos, fatal, intus, kapieren, kolossal, simulieren (vgl. Nachama 1994:190ff).

Lange Zeit war der Berliner Dialekt in der Meinung vieler ein schlechtes Deutsch oder als ein Jargon, sogar eine Gossensprache, eine Mischung aus Hochdeutsch und Plattdeutsch-Resten. Andere wiederum waren sogar der Meinung, dass der Berliner Dialekt eine halbe Ganovensprache ist. Ein Berliner Philologe, v.d. Hagen, hat dazu Folgendes geäußert:

„die Mundart Berlins, eigentlich ein vornehm gewordenes
und verhochdeutsches Plattdeutsch einer kleinen Stadt
(...), welches selbst in der tollen und lächerlichen Verderbnis
seine Regeln hat“ (vgl. Rosenberg 1986:76).

Dialektale Erscheinungen in Berlin und ihrer Umgebung sind sehr vielfältig. Allein die vielen Volksgruppen, die sowohl aus dem Westen als auch aus dem Osten kamen und sich im Großraum Berlin sesshaft gemacht haben, brachten nicht nur ihre Sitten und Gebräuche mit, sondern auch ihre speziellen Sprachen, die maßgeblich die Umgangssprachen des Hochdeutschen und des Plattdeutschen beeinflusst und geprägt haben. So haben zum Beispiel holländische Kolonisten und Handwerker, die der Große Kurfürst vor über 300 Jahren ins Land rief, den Berliner Dialekt oder das Berlinische beeinflusst. Das ursprüngliche „ich“ im Hochdeutschen haben sie auf „ick“ oder „icke“ verändert. Politisch oder religiös Verfolgte, die nach Preußen auf Einladung Friedrich des Großen flohen und sich dort niederließen, veränderten das Berlinische (vgl. Schlobinski 1984:20).

Das Edikt von Potsdam, das am 21. Mai 1671 von dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm ausgestellt wurde, gewährte fünfzig jüdischen Familien den Zuzug nach Berlin und anderen Städten der Mark Brandenburg. Zu dieser Zeit gab es noch keine Rechtschreibregeln und ein Wörterbuch. Man schließt aus dieser Tatsache, dass die Schriftsprache nicht einheitlich war, dass jede soziale Gruppe ihre eigene Sprache pflegte. An den Universitäten und Hochschulen wurde in Latein geschrieben und in der europäischen Diplomatie war das Französische die dominierende Sprache in Wort und Schrift (vgl. Schlobinski 1984:17ff).

Der Berliner Dialekt, oder „*Berlinismus*“, auch „*Berolinismus*“, oder „*Berlinerisch*“ oder „*Berlinisch*“ ist eine Mundart, die im Großraum Berlin-Brandenburg gesprochen wird. Sprachwissenschaftlich handelt es sich beim „Berlinerischen“ nicht um einen Dialekt, sondern um einen „Metrolekt“, der aus einer Mischung vieler unterschiedlicher Mundarten besteht, die in Großstädten als Stadtsprache geführt wird. So setzt sich die linguistische Klassifikation des „Berlinerischen“ aus folgenden Mundarten zusammen: Indogermanisch, Germanisch, Westgermanisch, Hochdeutsch, Mitteldeutsch, Ostmitteldeutsch und Märkische Dialekte/Brandenburgisch. Das Berlinerische weist in einigen Eigenarten Parallelen zum Kölnischen („Kölsch“) auf, das auch starke Züge eines Metrolekts trägt und über Jahrhunderte durch Zuwanderung geprägt wurde. Ein Beispiel dafür ist die charakteristische Anlautverweichung wie „jut“, „jehen“ und die Auslautverhärtung „wat“.

3.2.1. Die geschichtliche Entwicklung des Berlinischen

Die allgemeine Umgangssprache war bis in das 18. Jahrhundert hinein ein märkischer Dialekt, der aber durch eine mitteldeutsche Ausgleichsmundart auf obersächsischer Basis verdrängt wurde. Sie ähnelt Entwicklungen in anderen niederdeutschen Regionen, die Missingsch-Dialekte zuerst als Mischsprache mit der Kanzleisprache entwickelten und sich im Gebrauch als Umgangssprache wandelten. Die neu entstandene Ausgleichsmundart, die dem heutigen Berlinischen sehr ähnlich war, übernahm aus den angrenzenden niederdeutsch sprechenden Gebieten einzelne Wörter wie zum Beispiel ick, det, wat, doof (vgl. Lentzner 1893:5ff). Berlin wurde urkundlich erstmals 1237 erwähnt und liegt unter den Einflüssen des Niederdeutschen und des Mitteldeutschen. Mit der ab 1300 einsetzenden und sich ab etwa 1500 verstärkenden Zuwanderung aus den flämischen Gebieten des Heiligen Römischen Reichs sind zunehmende Veränderungen des in Berlin gesprochenen Ostniederdeutschen nachweisbar bis zu seiner weitgehenden Aufgabe als Umgangssprache. Es entstand ein eigener Metrolekt des Standardhochdeutschen mit klarer mitteldeutscher Basis, aber starkem niederdeutschen Substrat. Erst in jüngster Zeit griff dieser neue Dialekt auf das Umland über, das bis dahin ostniederdeutsch geblieben war. Seit 1871 war Berlin einem immer stärkeren Zuzug aus Sachsen und Schlesien ausgesetzt, die die niederdeutschen Sprachelemente zurückdrängten. Heute nimmt man an, dass Berlin als wichtige Handels- und Verwaltungsmetropole schon früh unter dem Druck stand, das Hochdeutsche als Superstrat

auf die Umgangssprache der Bediensteten, Arbeiter und Mägde zu verwenden. Durch die immer größer werdende Bedeutung Berlins als preußische Metropole strahlte die Berlinische Stadtmundart auch bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts in das Berliner Umland aus (vgl. Lentzner 1893:7ff).

3.2.2. Das Berlinische als Dialekt oder Soziolekt?

Diese Frage hat sich Ammon (Anm.: Ulrich Ammon, geb. 3. Juli 1943 in Backnang, ein deutscher germanistischer Linguist mit dem Schwerpunkt Soziolinguistik) gestellt und kam zu dem Ergebnis, dass man sich „im Dialekt innerhalb einer Gruppe von maximal fünf oder sechs Millionen Menschen verständigen kann, mit der Einheitssprache in einer Gruppe von nahezu hundert Millionen Menschen. Nun ist Verständigung nicht gleich Verständigung, da Sprechen nicht nur ein dures „Rüberkabeln“ von Informationen meinen kann (vgl. Ammon 1978a:266). Ammon fasst seine Kennzeichnung von Dialekt und Einheitssprache so zusammen, dass die Einheitssprache ein „Sprachtyp, der regional großräumig, standardisiert, hinsichtlich der kommunikativen Funktion umfassend und lexikalisch ausgebaut ist“ (vgl. Ammon 1978b:56). Der Dialekt, dessen linguistisches System mit der Einheitssprache partiell übereinstimmt, ist demgegenüber „kleinräumig, nicht standardisiert, funktional eingeschränkt und lexikalisch unausgebaut.“ (vgl. Rosenberg 1986:28).

3.2.3. Grundlage des Berlinischen

Das Niederdeutsche ist die Basis des Berlinischen, das in Berlin seit einigen Jahrhunderten gesprochen wird. Der Berliner Raum ist im Rahmen der deutschen Ostkolonisation besiedelt worden. Im Gegensatz zur Stadt Berlin, die nachweislich seit 1237 existiert, ist Spandau älter, nämlich 1197 erstmalig urkundlich erwähnt und seit dem Jahr 1232 besitzt Spandau die Stadtrechte. Mitte des ersten Jahrtausends vor Christus haben germanische Stämme anfänglich den Berliner Raum besiedelt. Die spätere Besiedlung des Gebietes von Berlin und Umgebung war die Eroberung Brandenburgs durch die Askanier unter Albrecht dem Bären. Im 7. Jahrhundert lebten zwei slawische Stämme, die Spreewanen und Heveller an den Flüssen, denen sie ihre Namen Spree und Havel gaben. Der Hauptort der Spreewanen war Köpenick. Bei Spandau im Westen befand sich die Burganlage der Heveller, deren Hauptort Brandenburg war. Aus dieser Zeit der slawischen Einflüsse stammen noch heute viele Ortsnamen wie zum Beispiel Spandau (früher Spandow oder Spandowe) und Stresow und viele andere. Noch Jahrhunderte später erinnern die Wörter wie die (Krumme) Lanke oder Kietz an die slawischen Wenden, die an der Spree ihren Fischfang hatten. Ferner existiert unweit Berlins die slawische Sprachinsel des Serbischen. Mit der Eroberung Brandenburgs und schließlich auch Köpenicks durch die Askanier beginnt für den Berliner Raum ein neues bedeutenderes Kapitel. Der Siedlerdialekt, der in der in der Frühzeit der Berliner Entwicklung

hier gesprochen wurde, erklärt sich aus der Herkunft dieser „Urberliner“. (vgl. Rosenberg 1986:79 ff).

Nach dem fast ein Jahrhundert dauernden Streit um die Mark Brandenburg tritt Kurfürst Friedrich I. aus dem Hause der Hohenzollern die Nachfolge der ursprünglichen Askanierherrschaft an. Berlinisch wird nun zum hochdeutschen Dialekt. Es zeigt sich der Einfluss des Obersächsischen an folgendem Beispiel „Macht ooch nüscht, meinswejen, aber sachet nich so laut!“ An der dialektologischen Erforschung des Berliner Dialekts waren viele Sprachwissenschaftler und Germanisten wie Frings, Schirmunski, Althaus, Henne, Wiegand, Bach, Behaghel, Kruse und Schlobinski beteiligt. Die bekannteste wissenschaftliche umfassende Arbeit ist die von A. Lasch, die 1928 publiziert wurde. Sie betonte noch im Vorwort ihres Werkes: „Die erste Geschichte des Berlinischen soll die wissenschaftliche Arbeit ja überhaupt erst einmal wachrufen, die sich bisher um das Berlinische nicht gekümmert hat.“ (Lasch 1928:VII). Dies sollte sich zunächst nicht ändern. Sicherlich liegt eine der Ursachen in dem Charakteristikum des Berlinischen als Stadtdialekt, der immer nur ein Randbereich der Dialektologie war. Durch Glaubensflüchtlinge aus Frankreich, der Schweiz, Böhmen und den Salzburger Glaubensflüchtlingen erlebte Preußen einen wirtschaftlichen Aufschwung und der Einfluss des französischen Sprachgutes auf den Berliner Dialekt war spürbar. In dieser Epoche entstand nicht nur die bekannte Berliner „*Boulette*“, sondern viele andere Worte französischen Ursprungs wie zum Beispiel „*die Budike*“ (Laden, Boutique) oder Redensarten wie etwa: „mir wird janz blümerant“ (mir wird ganz flau ums Herz, wahrscheinlich entstanden aus „bleu mourant“- sterbendes Blau“) oder auch „fisematenten“ (Ausflüchte, sich drücken, nicht bei der Sache bleiben u.Ä.). Die französische Sprache übte einen Einfluss im lexikalischen Bereich auch dadurch aus, dass sie Hofsprache war. Auch die Anwesenheit der napoleonischen Armee von 1806 bis 1808 in Berlin während der französischen Besatzungszeit beeinflusste den Berliner Dialekt. Der Dialekt ist im 19. Jahrhundert zum sozialen Problem geworden. Das Berlinische wird die Sprache der Berliner Arbeiter. Der Sprachwissenschaftler Lasch hatte ein Verfeinerungsbestreben bei den mittleren Schichten festgestellt (Beispiel „Apfrikose“), während die Unterschicht eine Vergröberung des Dialekts erfahren hat. Die höheren Schichten sprechen in der Öffentlichkeit Hochdeutsch (vgl. Barbour/Stevenson 1998:121).

3.3. Einflüsse auf den Berliner Dialekt

3.3.1. Jiddisch

Die Juden, die aufgrund des Ediktes eingeladen wurden, nach Berlin zu kommen, sprachen Judendeutsch und beteten auf Hebräisch oder Aramäisch. Hebräisch war bis zur heutigen Zeit nicht die Umgangssprache der Juden. Erst heute im Staat Israel wurde Hebräisch als

Nationalsprache eingeführt. Eine 1544 in Augsburg gedruckte Ausgabe, die erhalten geblieben ist, bestätigt die Annahme, dass nur die Oberschicht der Rabbiner das Hebräische beherrschten. Die Ausgabe hieß: „Die fünf Bücher Mose, aus dem Hebräischen von Wort zu Wort , nach der jetzigen der Judenart, in die Teutsch Sprach gebracht, un doch mit hebräischen Buchstaben getruckt“. Auf dem Titelblatt hieß es:

„Es solle damit der Beweis geliefert werden, dass die Juden keineswegs, wie viele Christen irrthümlich meinen, auch jetzt noch hebräisch sprechen ... Und da die Thora Mosis das Hauptreligionsbuch der Juden ist, die meisten aber die Sprache dieses Buches nicht verstehen...“

Die jüdische Welt von damals setzte sich aus unterschiedlichen Lebenswelten zusammen. Aschkenasim nannte man die Juden Mittel- und Osteuropas. Ihre Alltagssprache war eine Mischung aus Mittelhochdeutsch, Hebräisch und der Sprache der jeweiligen Umgebung. Die Juden, die aus den östlichen Teilen Europas kamen, hatten in ihrem Jiddisch einen höheren Anteil an slawischen Worten als die „hochdeutschen“ Juden Amsterdams. Die in New York lebenden orthodoxen Juden sprechen heute „jinglisch“, d.h. dass ihr Jiddisch einen sehr hohen Anteil an englischen Worten hat. Außerdem gab es noch sefardische und orientalische Juden. Die Sefarden nahmen ihre eigene Sprache, das Ladino mit, als sie 1492 aus Spanien vertrieben wurden. Das Ladino bestand aus Worten aus dem Spanischen des Spätmittelalters vermischt mit hebräischen Worten. Ladino und Jiddisch mit unterschiedlicher Herkunft aus dem romanischen und germanischen Sprachkreis sind bis zum heutigen Tag erhalten geblieben. Juden, die aus Persien und den Arabischen Staaten einwanderten, brachten ihre besonderen Sprachen mit. So zum Beispiel judeo-persisch und judeo-arabisch. Das über Jahrhunderte dauernde Zusammenleben im muslimischen und später christlichen Spanien prägte die Kultur der Juden und ihre Sprache, das Ladino (vgl. Nachama 1994).

3.3.2. Hebraismen

Viele Worte aus der Umgebungskultur der eingewanderten Juden fanden ihren Eintritt in das Jiddische und umgekehrt fanden Worte aus dem hebräischen Ursprung den Eintritt in die Umgebungskultur. So zum Beispiel bedeutet das „Abrakadabra“ auf Aramäisch „hocuspocus“, das nicht nur den zwischenmenschlichen Kontakt, sondern auch den wichtigen Anteil der Bibelübersetzungen bestätigt. Früher wurde das Wort Abrakadabra als Beschwörungsmittel gegen Krankheiten eingesetzt. Das Wort wurde wie ein gleichseitiges Schriftdreieck folgendermaßen geschrieben:

A B R A K A D A B R A
A B R A K A D A B R
A B R A C A D A B

A B R A C A D A
A B R A C A D
A B R A C A
A B R
A B
A

Diese hebräische Beschwörungsformel „Awra kad(het) awra“ bedeutet „Vorüber ist das Fieb(er)“. „Halleluja“ ist der Anfang und das Schlusswort in mehreren Psalmen. Das Wort hat „Lobet Gott“ fand Eingang in die deutsche Sprache. „Ja und Amen“ heißt auf Hebräisch „Wahrhaftig, so sei es!“. Das Wort „Paradies“ heißt auf Hebräisch „pardess“. Der „Satan“ heißt auf Hebräisch „Verhinderer“, im übertragenen Sinn „Widersacher“ oder „Verführer“. Das „Tohuwabohu“ heißt auf Hebräisch „Wirrwarr“, „Durcheinander“. Mit einer „himmlische Speisung“ war damals gemeint, dass sich die Nachkommen Adams auf der Erde abplagen mussten; diese „himmlische Speisung“ wurde auf Hebräisch mit „Manna“ bezeichnet. In unserer heutigen Sprache wird dieses Synonym als besondere Delikatesse übersetzt. Großstädte werden oft als „Moloch“ benannt. Im Sprachgebrauch der Hebräer drang dieses Wort im 8. Jahrhundert vor Christus als Gott auf, der menschliche Feueropfer verlangte und von den Propheten heftig bekämpft wurde. (vgl. Andreas Nachama 1994). Weitere Hebraismen, die Einfluss auf den Berliner Dialekt haben, sind „Arbeit“, was auf Hebräisch „malacha“ heißt. Wenn nun einer seiner Arbeit nachgeht, dann geht er „malochen“. „Zocken“ oder „Zrokken“ bedeutet „spielen“ und entspricht dem hebräischen Ausdruck „sachek“. Die „Mischpoke“ entspringt dem jüdischen „Mischpacha“ und entspricht dem deutschen Begriff „Familie“. Bei Eheschließungen wird im Jüdischen „Masel Tow“ und im Deutschen „Glückwunsch“ ausgerufen. Ein „Schlamassel“ ist ein „schlechtes Wort Masel“. Die Bezeichnung „Frau“ wird im hebräischen Wortschatz als „Ischa“ angeführt. Der Ausdruck „Moos“ bezieht sich nicht auf das Moos im Wald, sondern stammt vom hebräischen „Moess“ und heißt im übertragenen Sinn „Geld“. Auch der Begriff „Zoff“ ist ein hebräisches Wort für das deutsche Wort „Schluss“ oder „Ende“. Den Ausdruck „Zoff“ verwendet man auch, wenn man sich keine „Zores“ machen will. Das hebräische Wort für „Sorgen“ ist „Zores“. Alle diese oben erklärten jiddischen Ausdrücke findet man in dem folgenden, tatsächlich stattgefundenen Dialog in einer Berliner U-Bahn-Station:

„Begrüßung zweier Freunde: Es schallt von links: „Hallo Kalle“, antwortet es von rechts: „Kommste gerade von de Maloche?“
„Nee, ick komme vom Zocken!“, hallt es zurück.
„Wat sagt’n Deine Mischpoke dazu?“
„Wenn ick Masel hab und genügend Moos mit nach Hause bringe,
nimmt meine Ische den Schlamassel in Kauf, wenn nicht,
dann gibt es Zoff.“

Der deutsche Satz „Mach kein Theater!“ ist im Berliner Dialekt als „Mach keinen Zimt!“ wiederzufinden. „Mach dir keine Gedanken“ stammt aus dem Hebräischen „mesimes“, das „Gedanken“ bedeutet. „Tinnef“ ist der Begriff für schlechte Qualität und heißt auf Hebräisch „Tinuf“. Erzählt man „Schmus“, dann kommt man nicht zur Sache. Das Gegenteil von „Schmus“ ist „Tacheles“ und bedeutet „viel heiße Luft“. Im Hebräischen heißt „Schmus“ „schamuess“, das „Gehörtes“ heißt. Wenn man sich schäbig verhält, bezeichnet man dies im Berlinischen als „schofel“, das vom hebräischen Wort „schafel“ abstammt. Sehr bekannt ist der Ausdruck „Sauregurkenzeit“ der eine Zeit bezeichnet, in der kein Geschäft läuft. Auf Hebräisch würde das in übertragener Weise „Zorot jerakot“ bedeuten. „Schachern“ heißt „handeln“ und auf Hebräisch „Sachor“. Anlässlich der Sommer- und Winterverkäufe, die halbjährlich stattfinden, wird immer wieder eine große Menge „Ramsch“ verkauft, das vom hebräischen Wort „ramo“ stammt, das „betrügen“ heißt; das Wort „raw“ heißt auf Hebräisch „viel“. Auch der folgende Satz hängt mit der Bezeichnung „Ramsch“ zusammen. „Mit rauhen Mengen Ramsch kann man großen Reibach machen“. „Rebbach“ bedeutet auf Hebräisch „der Profit“. Über einen schweigsamen Menschen, der nicht reden möchte, wird oft Folgendes gesprochen: „Der sitzt da wie ein Öljötze“. Die Herkunft des Wortes „Öljötze“ ist im Hebräischen Wort „eiljon“ zu finden, was Gott bedeutet (vgl. Nachama 1994).

3.3.3. Obersächsisch

Die Lautentwicklung des Berlinischen wurde vom Obersächsischen stark beeinflusst. Dagegen ist der Wortschatz nur schwach vertreten. Der Begriff „Stulle“ kommt vom Niederdeutschen, später entwickelte sich „die Stulle“ in Berlin zur „bestrichenen Brotschnitte“ (vgl. Schlobinski 1984). Der Einfluss des Obersächsischen ist auch im folgenden Satz klar erkennbar: „Macht ooch nüscht, meinswejen, aber sachet nich so laut!“ Ins Hochdeutsche übersetzt: Das macht nichts, meinerwegen, aber sagt es nicht so laut! Weitere vom Ostmitteldeutschen übernommene Worte sind zum Beispiel Schlächter, Zibbe, Strippe und die Formen fuffzehn, fuffzig sowie der Ausdruck „mach keene Menkenke“ (hochdeutsch: mach keinen Blödsinn). „Schwofen“ bedeutet tanzen und kommt aus dem ostmitteldeutschen „Schwof“, was „Schweif“, „Schwanz“, „Penis“ bedeutet und bis heute noch sehr beliebt ist (vgl. Rosenberg 1986:122ff).

3.3.4. Schlesisch

Aus dem Schlesischen kommt der Begriff „mohndoof“, das als Steigerungsform aus der Ostprovinz Schlesien nach Berlin kam. Die Bedeutung war, dass schlesische Bäuerinnen ihren Säuglingen Mohn gaben, den sie in ein Leintuch eingewickelt haben (vgl. Schlobinski 1984:93ff).

3.3.5. Englisch

Der englische Ausdruck „o.k.“ ist jedem Berliner bekannt, aber auch „hotten“, was vom Englischen „hot“ abgeleitet wird und als Ausdruck für „tanzen“ verwendet wird (vgl. Schlobinski 1984:93ff).

3.3.6. Latein

Aus dem Lateinischen kommen die Ausdrücke „ampulla“ (Flasche); einem Schluck aus der „Pulle“ waren die alten Römer nicht abgeneigt, und „pellis“ (Haut); eine Speise ist Pellkartoffeln mit Quark (vgl. Schlobinski 1984:93ff).

3.3.7. Italienisch

Aus dem Italienischen kommt der „Pallazo Prozzo“, der Palast der Republik im ehemaligen Ostberlin (vgl. Schlobinski 1984:93ff).

3.3.8. Französisch

In Berlin sagt man zum Bürgersteig „Tretewar“ oder „Trittewar“, das vom Französischen „trottoir“ abstammt (vgl. Schlobinski 1984:93ff).

3.3.9. Studenten- und Schülersprache

Aus der Studenten- und Schülersprache stammen die Wörter „Kneipe“, das im 18. Jahrhundert für den Ausdruck „Winkelschenke“ verwendet wurde, „Penne“, das von Pennal, also Federbehälter, stammt, und „petzen“, das Wort für jemanden verraten oder denunzieren (vgl. Schlobinski 1984:23ff).

3.3.10. Berliner Schnauze

Die sogenannte „Berliner Schnauze“ ist durch vielseitige berühmte Literaturveröffentlichungen berühmt geworden. Der Berliner steht auf dem Standpunkt: „Ich bin der Jrößte“ und „Uns kann keener“. Der Berliner hat ein großes Verständnis für Humor. Otto Julius Bierbaum hat den bekannten Satz „Humor ist, wenn man trotzdem lacht“ geprägt. Der bekannte Historiker Mielke nimmt an, dass die Pest in Berlin in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges 1637 bis 1639 bei den Berlinern einen sogenannten „Galgenhumor“ ausgelöst hat und dass von daher der sprichwörtliche Berliner Humor stammt. Ein Volksdichter und Satiriker Glaßbrenner, ist der Meinung, dass Friedrich der Große von Preußen der Begründer des Berliner Witzes war. Wieder andere Historiker sind der Meinung, dass die Einwanderung der vertriebenen Hugenotten der Grund für die Entstehung des

Berliner Humors war. Die berühmte „Berliner Schnauze“ ist seit dem 16. und 17. Jahrhundert durch viele Anekdoten bekannt. Hauptvertreter der Schlagfertigkeit der damaligen Zeit war der Berliner Johann Schönbrunn. Seit 1848 wurden zahlreiche Zeitschriften wie „Kladderadatsch“, „Berliner Charivari“, „Lokomotive“, die „Ewige Lampe“ und „Die Freien Blätter“ gegründet, die alle durch den Berliner Witz erfolgreich waren. Maßgeblich an den großen Erfolgen waren in erster Linie Glasbrenners literarische Darstellungen des Berliner Witzes und die Zeichnungen von Zille über die Berliner Typen in ihrem „Milljöh“. Die beschriebenen und gezeichneten Menschen waren Köchinnen, Eckensteher, Hökerinnen und Fuhrleute. Die berühmteste Figur, die Glasbrenner in die Literatur einbringt, ist der Eckensteher Nante, ein Dienstmann mit dem echten Namen Ferdinand Schwabbe (vgl. Schlobinski 1984:24ff).

3.4. Die Grammatik im Berliner Dialekt

Der sogenannte Berliner Akkusativ gehört zu den berühmten grammatikalischen Fehlern. Ein Beispiel dafür ist „Ick liebe dir, ick liebe dich, wie’t richtig heißt, dit weeiß ick nich“ oder auch die Schwierigkeit des Berliners, das „mir“ und „mich“ oft zu verwechseln, „das mir und mich verwechsle ich nicht, das kommt bei mich nicht vor“. Die folgende Tabelle zeigt einen Teil-Überblick zur Entstehung des langen „o“ im Berlinischen:

Berlinisch	Hochdeutsch	mittel-hoch-deutsch	mittel- nieder-deutsch	plattdeutsch
ooch	auch	ouch	ôk	ok
Ooge	Auge	ouge	ôge	oog
koofen	kaufen	koufen	kôpen	kopen
loofen	laufen	loufen	lôpen	lopen
glooben	glauben	gelouben	gelôven	glôven
Rooch	Rauch	rouch	rôk	rok

(vgl. Schlobinski 1984:118ff)

Der Sprachforscher Moritz ist in seinen Briefen „Über den märkischen Dialekt“ im Ersten Stück der Meinung, dass der Berliner Dialekt aus „korruptem Plattdeutsch und Hochdeutsch zusammengeschmolzen und mit Sprachfehlern durchwebt“ ist. Auch Willibald Alexis, ein Breslauer Wahlberliner, prangert den Berliner Dialekt mit folgenden Worten an:

„Jargon , aus dem verdorbenen Plattdeutsch und allem Kehrricht und Abwurf der höheren Gesellschaftsprache auf eine so widerwärtige Weise komponiert, daß er nur im ersten Moment Lächeln erregt, auf die Dauer aber das Ohr beleidigt“. (ALEXIS 1905:368).

Laut der Wissenschaftlerin Agathe Lasch ist der Dialekt im Laufe des frühen 16. Jahrhunderts entstanden ist, und zwar weder aus dem Niederdeutschen noch aus dem Mitteldeutschen. Sie

ist der Meinung, dass der Dialekt aus der ostmitteldeutschen Form entstanden ist. Der bekannte Sprachwissenschaftler Coseriu ist in seinem Werk „Über Leistung und Grenzen der kontrastiven Grammatik“ der Auffassung, dass selbst funktionelle Oppositionen zwischen verschiedenen Sprachen auf ganz unterschiedlichen Gebieten der Sprache angesiedelt sein können (vgl. Rosenberg 1986:28).

3.4.1. Besonderheiten der Berliner Grammatik

Es gibt zahlreiche Besonderheiten in der Berliner Grammatik. So verändern die Hauptwörter im Berliner Dialekt oft ihr Geschlecht, wie z.B. der „Wurm“, maskulin, ist im Berlinischen sächlich, als Bezeichnung des Mitleids für ein hilfloses Wesen. Weitere Beispiele für diese Besonderheit sind Bleistift, Sarg, Siejellack und Strick. Die Namen der Buchstaben sind im Berliner Dialekt weiblich. „Die A ist zu jross“ oder: „Meine Juste lernt jetzt die französische A.“, männlich wiederum sind Wörter wie Jummi, Katheder, Liter, Oel, Petroljum, Sieb, Soffa. Viele Wörter haben im Berlinischen im Auslaut ein „e“, wie z.B. „Fritze“, „Maxe“, „Otte“, „Paule“. Auch beim einfachen Zählen: eene, zweee, dreie steht im Auslaut ein „e“. Bei der Zusammensetzung zweier Wörter bekommt das erste ein „s“, wie z.B. Rind-s-vieh, Menschen-s-kind, seelen-s-jut oder Schaf-s-kopp. Fremdwörter haben oft ein eingeschobenes „n“, wie z.B. profentiren, vissentiren. Im Berliner Dialekt wird für „halb“ „Hälfte“ verwendet wie z.B. bei „die hälften Leute“ oder auch statt „alle“ „ganze“, wie z.B. „de janzen Leute“, „n janzer jrober Kerl“, „ne janze verfluchte Jeschichte“ (vgl. Lentzner 1893:7ff).

Vater, Mutter und andere Verwandschaftsnamen werden wie Eigennamen behandelt und so dekliniert:

Nom.	Vater	Mutter
	Vatern sein	Muttern ihr
Gen.	meinen Vater sein	meine Mutter ihr
Dat.		
Akk.	Vatern	Muttern

Bei der Bildung des Plurals gibt es im Berlinischen vier Arten, auf „er“, auf „s“, auf „n“ und für „alles“. Auf „er“ z.B. Dinger, Drecker, Stöcker, Viecher, auf „s“ z.B. Bengels, Bummlers, Fräuleins, Kerls, Onkels, Jroschens, auf „n“ Fenstern, Messern, Stiebeln und für „alles“ heißt es im Berlinischen „allens“. Die Adverbien enden meist auf e, wie z.B. dicke, feste, jerne, schöne, sachte, ville. Bei der Angabe der Stunde werden die Zahlwörter folgendermaßen dekliniert: „Um fümwen“ für um fünf Uhr, „um eenzen“ für um eens, „mit viere lang“ für hier fehlt die Erklärung, was das bedeutet. Die Deklination des persönlichen Fürwortes ist im Berliner Dialekt so:

Nom.	ick	du	er, et – sie
Dat.			

Acc.	mir	dir	ihn, et – ihr und sie
Gen.	fehlt		

(vgl. Lentzner 1893:9ff).

Bei der Konjugation fällt oft das „e“ der ersten Person ab, wie z.B. „ick seh, ick jeh, ick loof dir nich nach“. Die Endungen „t“, „st“ und „te“ treten auch an „t“, „d“ und „st“ an. Im Berliner Dialekt wird für den hochdeutschen Ausdruck „Stecken“ auch „Anstechen“, „Einstechen“, „Wegstechen“ etc. angewendet, z.B. „Die Lampe wird anjestochen“. Meist steht für „dürfen“ der Ausdruck „derfen“, wie z.B. ich derf, dürf; du derfst, dürfst; er derf, dürf; wir derfen, darfen derfte. Oft steht für „mögen“ der Ausdruck „mechten“, wie z.B. „Det hätt ick mechten sehn!“. Im Infinitiv und Imperativ steht „sind“ statt „sein“, wie z.B. „Lass det sind!“ oder „Sind Se ruhig!“ Für „worden“ wird auch „jeworden“ verwendet, wie z.B. „Jestern sid se jetraut jeworden“. Zeitwörter haben oft ein starkes Partizip, wie z.B. „jebeten“ von beten, „jehoften“ von heften, „jemalen“, „jeschumpfen“, „jewunken“, „verjohren“ von verjähren. Ein Imperativ wird mit „dass“ gebildet, wie z.B. „Dette jehst!“, das bedeutet „Geh!“. Beim Hilfszeitwort wird „brauchen“ nicht mit „zu“ verbunden, wie z.B. „Det brauch ick nich duhn“ oder „Darum brauch er donnich jleich schlagen!“. „Haben“ wird immer mit „zu“ verbunden, wie z.B. „Du hast da wat zu sitzen“ oder „Wat hast’n da zu stehn?“ oder „Ick habe keen Jeld zu liejen.“ „Können“ steht oft für „dürfen“, wie z.B. „Kann ick mal rausjehn?“ Für nachfolgend angeführte Präpositionen treten folgende auf:

„Um“ für „wegen“: „Um dir hab’ick Keile jekrigt!“

„Mang“ für „unter“ oder „zwischen“, z.B.: „Da is ja Wasser mang!“

„Steh donnich immer stille mang de Leute!“

Bei „für“ „zu“ in Fällen wie: „Ick jehe bei Schulzens“

„Statts“ für „statt“: „Statts icke für „statt meiner“.

„Mit findet sich in: „Ick bin mit „ihn“ böse“ (für „ihm“)

„Er hat sich mit ihr jetrennt „

„für“ von ihr: „Nimm mal det nach dir“ für zu dir.

„Imwähren für „während“: „Imwähren des Fahrens dürfen Se nich abspringen.“

„Während der Mittagszeit“ heißt: „Unter Mittag“.

„Die ganze Mittagszeit hindurch“ heißt „über Mittag“.

Die Negation im Berliner Dialekt wird verdoppelt, wie z.B. „Sie hat mir keen Jeld nich jelassen“ oder „Er hat det nie nich jesagt.“ Für „nein“ steht im Berliner Dialekt „nee“ (vgl. Schlobinski 1984:93ff).

4. Analysematerial: Der Hauptmann von Köpenick. Ein Märchen in drei Akten

Dieses Kapitel beschäftigt sich mit dem für diese Masterarbeit ausgewähltem Analysematerial, nämlich dem Hauptmann von Köpenick – ein Märchen in drei Akten von Carl Zuckmayer. Bevor im nächsten Kapitel auf das Stück selbst eingegangen wird und die Analyse gemacht wird, werden in diesem Kapitel die Hintergründe erläutert, so wird hier über das Leben Wilhelm Voigts, des Hauptmanns von Köpenick, sowie über Voigts Köpenickiade und Carl Zuckmayers Hauptmann von Köpenick eingegangen.

4.1. Wilhelm Voigt, der Hauptmann von Köpenick

In der Epoche Ende der Neuzeit und am Übergang zur Zeitgeschichte wurde Wilhelm Voigt als Sohn des Schuhmachers Voigt in Tilsit am 13. Februar 1849 geboren. Sein Hang zum Diebstahl und die dadurch zwangsläufigen Aufenthalte in Haftanstalten „brandmarkten“ ihn ein Leben lang, denn die damalige Justiz verurteilte ihn immer wieder, wenn er gerade versucht hatte, in einer Stadt Fuß zu fassen, um ein normales Leben zu führen, durch ein polizeiliches Aufenthaltsverbot alles wieder abzubrechen und fortzugehen. Bereits mit 14 Jahren wurde er wegen Diebstahls zu 14 Tagen Haft verurteilt, einer Strafe, die heute undenkbar wäre. Nach seiner Ausbildung als Schuhmacher trat er seine Wanderjahre als Schuhmachergeselle an und hielt sich in Pommern und Brandenburg auf. Auch in den folgenden 27 Jahren wurde er viermal wegen Diebstahl und zweimal wegen Urkundenfälschung verurteilt und war viele Jahre in Gefängnissen. 15 Jahre Zuchthausstrafe erhielt er für einen Einbruch in die Gerichtskasse in Wongrowitz, wo er mit einer Brechstange versuchte, einen Raub auszuführen, der misslang. So drakonisch waren die Gesetze zu Zeiten von Kaiser Wilhelm I. und Wilhelm II. Wilhelm Voigt verbrachte somit bis zum Jahr 1906 sein Leben in Gefängnisse und Zuchthäusern. Auf Grund der Hilfe des Geistlichen der Anstalt in Wismar konnte er einer normalen Arbeit als Schustergeselle nachgehen. Nach wenigen Monaten hatte ihn die Vergangenheit wieder eingeholt und aufgrund des noch immer geltenden Gesetzes wurde ihm ein polizeiliches Aufenthaltsverbot für das Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin zugestellt. Abermals musste er den Versuch, ein normales anständiges Leben zu führen, abbrechen und die Unterkunft und die Arbeitsstelle, in der er sich sehr wohlgefühlt hatte, verlassen. Immer wieder wurde er als Vorbestrafter ausgewiesen und konnte keiner geregelten Arbeit nachgehen. Sein nächstes Ziel war Rixdorf bei Berlin, wo seine ältere Schwester Bertha mit ihrem Mann lebte. Sein Schwager war Buchbinder, der ihm eine Anstellung in einer Schuhfabrik verschaffte. Auch hier wurde Voigt von der Justiz verfolgt und musste damit rechnen, dass er niemals eine dauerhafte Beschäftigung erhalten würde (vgl. Lentzner 1893:10-13).

Am 1. Mai 1910 erhielt Voigt endlich einen luxemburgischen Ausweis. Daraufhin übersiedelte er nach Luxemburg und arbeitete dort als Kellner und Schuhmacher. Durch seine Beliebtheit erreichte er einen kleinen bescheidenen Wohlstand, konnte sich zu den ersten Automobilbesitzern im Großherzogtum zählen und ein Haus in der Rue du Fort Neipperg Nr. 5 erwerben. In diesem Haus lebte er bis zu seinem Tod. Im Herbst 1914 wurde Luxemburg während des Ersten Weltkrieges besetzt und Voigt wurde von den deutschen Truppen vorübergehend festgenommen und verhört. Der Leutnant, der ihn verhörte, schrieb später in sein Tagebuch: „Mir bleibt rätselhaft, wie dieser armselige Mensch einmal ganz Preußen erschüttern konnte.“ Um Wilhelm Voigt ist es still geworden. Er trat nicht mehr in der Öffentlichkeit in Erscheinung. Er war völlig verarmt durch den Krieg und die Inflation. Am 3. Januar 1922 starb er im 72. Lebensjahr an einer Lungenerkrankung. Als dem Trauerzug, der zum Liebfrauenfriedhof unterwegs war, ein Trupp französischer Soldaten begegnete und fragte, wer denn der Tote sei, soll die Trauergemeinde geantwortet haben „Le Capitaine de Coepenick“. Auf Grund dieser Fehlinformation soll der Truppenführer geglaubt haben, dass hier ein echter Hauptmann zu Grabe getragen wurde und hat dem Leichenzug eine militärische Ehrenbezeugung zuteil kommen lassen. Das Grab wurde 1961 vom Zirkus Sarrasani für 15 Jahre gekauft und auch ein Grabstein mit der Aufschrift: „HAUPTMANN VON KOEPENICK. Wilhelm Voigt 1850-1922“ errichtet. 1996 wurde vor dem Rathaus von Köpenick ein Denkmal in Form einer Bronzefigur aufgestellt und innerhalb des Rathauses wurde ein Heimatmuseum eingerichtet, in dem es viele Anschauungsstücke über den „Hauptmann von Köpenick“ zu sehen sind. Als die Stadt Berlin 1999 den Antrag stellte, die Grabstätte nach Berlin umzubetten, lehnte Luxemburg diesen Antrag ab. Das Deutsche Reich mit seiner Justiz hat es jahrzehntelang verhindert, dass ein vorbestrafter deutscher Bürger nach Verbüßung seiner Haftstrafe wieder eine Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung erhält und dadurch wieder rückfällig wird. Es scheint nicht verwunderlich zu sein, dass ein Mensch wie Friedrich Wilhelm Voigt die Gelegenheit wahrnimmt und den übertriebenen Kadavergehorsam der Deutschen zu seinen Gunsten ausnutzt (vgl. <http://www.schulzeux.de>, Stand: 27.3.2017).

Über Wilhelm Voigt wurde gesagt, dass „er war kein Asozialer, kein Revolutionär sowie kein erklärter Sozialdemokrat“ war (vgl. <https://www.inhaltsangabe.de/zuckmayer/der-hauptmann-von-koepenick/> S. 19, Stand: 28.3.2017). Er war ein intelligenter Mensch, der durch seine langen Aufenthalte in Gefängnissen und Zuchthäusern viel Zeit gehabt hatte, das Obrigkeitsverhalten des Wachpersonals zu beobachten. Er stellte fest, dass die Hörigkeit gegenüber dem Kaiser, dem Militär und der Justiz extrem übertrieben war. Es genügte ein Kommando, eine Anweisung und man folgte blindlings diesen Richtlinien, ohne diese anzuzweifeln oder zu überprüfen. Wilhelm Voigt hatte in dem militärisch geprägten Kaiserreich nach seiner Haftentlassung keine Chancen auf Rehabilitation (vgl. <https://www.inhaltsangabe.de/zuckmayer/der-hauptmann-von-koepenick/> S.1/9, Stand: 28.3.2017). Außerdem hatte er sogar die Möglichkeit, militärische Übungen im Zuchthaus zu

exerzieren, da ein ehemaliger pensionierter Militärangehöriger diese Übungen mit den Zuchthausinsassen inszeniert hatte. Nach der Verbüßung seiner Haftstrafe hat er sich bei einigen Trödlern in Berlin mit der Uniform sowie allen dazugehörigen Teilen eines Hauptmanns des preußischen 1. Garde-Regiments zu Fuß ausgestattet und versuchte so, seine Bürgerrechte zu ergaunern. Im Jahr 1906 setzte er seinen Plan mit großem Erfolg durch (vgl. <https://www.inhaltsangabe.de/zuckmayer/der-hauptmann-von-koepenick/> S.2/9, Stand: 28.3.2017)

4.2. Wilhelm Voigts Köpenickiade

„Als Köpenickiade bezeichnet man eine Form der Hochstapelei, bei der durch Amtsanmaßung oder getürkte bzw. frei erfundene *Heldentaten* resp. Husarenstücke Gehorsam, Bewunderung und/ Begünstigungen erschlichen werden.“ (<http://de.metapedia.org/wiki/K%C3%B6penickiade>, Stand: 28.3.2017). Der Ausdruck Köpenickiade geht auf das Ereignis vom 16. Oktober 1906 in Köpenick bei Berlin zurück, als sich Wilhelm Voigt als Hauptmann ausgab und anlässlich einer Wachablöse auf der Straße einen Trupp Gardesoldaten anhielt und zehn Soldaten unterstellte, seinem Kommando aufgrund eines nicht existierenden „allerhöchsten Befehls“. Unter seiner Führung fuhr der Trupp mit der Berliner Stadtbahn nach Köpenick um, wie er den Gardesoldaten erklärte, den Bürgermeister und eventuell auch noch weitere Herren zu verhaften. Der Coup gelang, Voigt konnte ohne Probleme den Oberstadtsekretär Rosenkranz und den Bürgermeister Georg Langerhans verhaften und in ihren Dienstzimmern festsetzen. Er beschlagnahmte die Stadtkasse mit 3.557,45 Mark – das entspricht einer heutigen Summe von ca. 21.000 Euro. Die Quittung für die Übernahme unterschrieb er mit dem Namen seines letzten Gefängnisdirektors von Malzahn, der er noch zusätzlich „H.i.l.G.R.“ – Hauptmann im 1. Garde-Regiment anfügte (vgl. http://dieterwunderlich.de/Wilhelm_Voigt.htm, S 3/9, Stand: 28.3.2017). Den Bürgermeister und den Oberstadtsekretär ließ er unter Bewachung zur Neuen Wache nach Berlin bringen und das Köpenicker Postamt konnte er für eine Stunde lang sperren lassen. Anschließend fuhr er mit der Bahn nach Berlin, kaufte sich normale Kleidung. Durch einen ehemaligen Zellengenossen, der es auf die Belohnung zur Ergreifung Voigts abgesehen hatte, wurde Voigt vor das Landgericht II in Berlin gestellt und wegen seiner Vergehen zu vier Jahren Gefängnis verurteilt. Er brauchte die Strafe nicht vollständig abzusitzen, weil Kaiser Wilhelm II. ihn begnadigte und er so am 16. August 1908 aus der Haftanstalt entlassen wurde (vgl. <https://www.inhaltsangabe.de/zuckmayer/der-hauptmann-von-koepenick>, Stand: 28.3.2017).

Kaiser Wilhelm II. soll nach dem Lesen seines angeforderten Berichtes gesagt haben: „Da kann man sehen, was Disziplin heißt. Kein Volk der Erde macht uns das nach!“ Historisch ist aber sicher die Anmerkung im *Daily Mail*, wonach Wilhelm II. Voigt als „genialen Kerl“ genannt hatte (vgl. Arnold 2009:159). In der *Vossischen Zeitung*, erschienen

am 17. Oktober 1906, standen folgende Zeilen: „Ein unerhörter Gaunerstreich, der stark an die russischen Banküberfälle erinnert und gleichzeitig wie ein lustiger Operettenstoff anmutet, hat gestern Nachmittag die Stadt Köpenick in Aufregung versetzt.“ Ganz Deutschland lachte über den Geniestreich und auch das Ausland schrieb über den Hauptmann von Köpenick als „Eulenspiegel des Wilhelminischen Militärstaats“. Journalisten aus aller Welt reisten zu dem Prozess gegen Friedrich Wilhelm Voigt nach Berlin. Voigt war zu einer berühmten Person geworden, der lustige Postkarten, Fotos und satirische Gedichte im Gefängnis erhielt. Die Behörden erhielten zahlreiche Ansuchen um Begnadigung und sogar auch Autogrammwünsche. Das berühmte Wachsfigurenkabinett von Madame Tussauds wurde mit einer Figur von ihm ergänzt. Außer einer grenzenlosen Belustigung und Schadenfreude wurde in der Öffentlichkeit eine große Nachdenklichkeit bemerkbar. Man schlussfolgerte aus der „Köpenickiade“, dass der militärische Kadavergehorsam über die Vernunft, die Staatsordnung und die Persönlichkeit des einzelnen den Sieg davongetragen hat. Einen Tag nach dem Geniestreich des Friedrich Wilhelm Voigt schrieb die „BERLINER MORGENPOST“:

„Daß ein ganzes Gemeinwesen mit allen seinen öffentlichen Funktionen, ja daß eine Abteilung Soldaten selbst auf so überwältigend komische und dabei doch völlig gelungene Art von einem einzigen Menschen düpiert wurde, das hat in unserem Lande der unbegrenzten Uniform-Ehrfurcht ein militärisches Gewand getan, mit dem sich ein altes, krummbeiniges Individuum notdürftig behängt hatte.“

Am 26. Oktober 1906, also zehn Tage nach dem Coup wurde Wilhelm Voigt verhaftet. Am 1. Dezember wurde er zu einer Freiheitsstrafe von vier Jahren verurteilt, die aber Kaiser Wilhelm II. begnadigt hat, sodass er schon am 16. August 1908 die Haftanstalt verließ (vgl. http://www.diterwunderlich.de/Wilhelm_Voigt.htm_S.2/3, Stand: 30.3.2017). Dieses Mal wurde Wilhelm Voigt nicht mehr rückfällig, er machte aus seinem großen Bekanntheitsgrad Kapital, reiste durch ganz Deutschland, unterschrieb Bildpostkarten und hielt Vorträge und 1909 erschien sein Buch „Wie ich Hauptmann von Köpenick wurde. Mein Lebensbild. Von Wilhelm Voigt, genannt Hauptmann von Köpenick“. Er hat sich durch diese Einnahmen ein Haus in Luxemburg kaufen können (vgl. http://www.diterwunderlich.de/Wilhelm_Voigt.htm_S.2/3, Stand: 30.3.2017).

Dieser von Friedrich Wilhelm Voigt mit so großem Erfolg gelungene Geniestreich schlug sich auch in Literatur, Film und Theater nieder. So führten das Metropol-Theater, das Passage-Theater und das Deutsch-Amerikanische Theater, alle in Berlin, Stücke und Possen über das Thema des Hauptmanns von Köpenick auf. Carl Zuckmayer wurde von Voigts „Köpenickiade“ zu seinem Theaterstück „Der Hauptmann von Köpenick“ inspiriert (vgl. http://www.diterwunderlich.de/Wilhelm.Voigt.htm_S.3/3, Stand: 30.3.2017). 1906 gab es bereits die ersten Filme mit diesem berühmten Thema. Der Kriminalschriftsteller Hans Hyan brachte sogar einen illustrierten Gedichtband heraus, der den Titel „Der Hauptmann von

Köpenick, eine schaurig-schöne Geschichte vom beschränkten Untertanenverstande“ trug. Es folgten längere Kinofilme, deren Kopien leider im Dritten Reich größtenteils vernichtet wurden. Einige Jahre später entstand das berühmte Drama von Carl Zuckmayer, der von Fritz Kortner auf das Thema aufmerksam gemacht wurde. Er schuf eine dreiaktige Komödie mit dem Titel „Der Hauptmann von Köpenick. Ein deutsches Märchen in drei Akten“. Das Stück wurde im März 1931 am Deutschen Theater Berlin unter der Regie von Heinz Hilpert mit Werner Krauß in der Titelrolle uraufgeführt. Auf der Bühne war Zuckmayers Theaterstück mit seiner Mischung aus Komik und Sozialkritik bereits ein großer Publikumserfolg. Von allen Verfilmungen des „Hauptmann von Köpenick“ ist die mit Heinz Rühmann in der Titelrolle die berühmteste Verfilmung. Bis heute weckt das Thema des Theaterstücks und des gleichnamigen Films die Sympathie für alle Schelme und Ganoven, die den großen Staatsapparat des Deutschen Reiches mit ihrer Respektlosigkeit und List immer wieder ein Schnippchen schlagen. In einer englischen Bearbeitung des Stückes entstand 1971 mit dem Titel „The Captain of Köpenick“ und wurde mit dem Shakespearinterpreten Paul Scofield in London uraufgeführt (vgl. Zuckmayer 2008:158).

4.3. Carl Zuckmayers „Hauptmann von Köpenick“

Carl Zuckmayer beginnt mit der Handlung dieses Stückes zehn Jahre vor Beginn der Haupthandlung. Er unterstreicht den Charakter Voigts in der Absicht, ihn als edlen Räuber darzustellen, der ausschließlich davon getrieben wurde, den Überfall zum Erwerb eines Reisepasses zu planen und durchzuführen. Das beweist die Tatsache, dass er sich zuletzt freiwillig der Polizei stellt und auf die Ausstellung eines Passes nach Entlassung aus dem Gefängnis hofft. Ferner rollt Zuckmayer die Vorgeschichte der Uniform auf und beschreibt die Vorbesitzer dieses blauen Rocks ausgiebig. Auch den Bürgermeister von Köpenick beschreibt er ausgiebig. Besonders aber hat Zuckmayer die damaligen Verhältnisse der Kaiserlichen Armee und die vom Militarismus sehr stark geprägte Gesellschaft vor Augen geführt. Zuckmayer, dessen Mutter aus einer jüdischen Familie stammte, schrieb dieses Werk zur Zeit des immer mehr aufkommenden Nationalsozialismus, dessen absoluter Gegner er war. Er nahm dieses Thema in einer Art Karikatur des geschäftstüchtigen jüdischen Gemischtwarenhändlers Krakauer und des jüdischen Uniformschneiders Wormser und seines Sohnes, die er mit gewissen „jüdischen Rassenmerkmalen“ ausgestattet hat, auf. Diese dreiaktige Tragikomödie mit dem Titel „Der Hauptmann von Köpenick. Ein deutsches Märchen in drei Akten“ zeigt das Scheitern der Judenassimilation im Kaiserreich (vgl. http://dieterwunderlich.de/Wilhelm_Voigt.htm, Stand: 4.4.2017).

4.3.1. Carl Zuckmayer

Am 27. Dezember 1896 wurde Carl Zuckmayer in Nackenheim als Sohn eines Fabrikanten in Nackenheim (Rheinhausen) geboren. Als er vier Jahre alt war, zog die Familie nach Mainz, wo er das Gymnasium besuchte. Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges im Sommer 1914 meldete er sich als Kriegsfreiwilliger an die Westfront (vgl.: http://www.dieterwunderlich.de/Carl_Zuckmayer.htm, Stand: 4.4.2017). Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges studierte er Jura, Literaturgeschichte und Soziologie in Frankfurt am Main und Heidelberg. Im Januar 1920 heiratete er seine große Jugendliebe Annemarie Ganz. Doch diese Ehe zerbrach bald. Bereits mit 21 Jahren veröffentlichte Zuckmayer Gedichte in expressionistischen Zeitschriften. Drei Jahre später wurde sein Drama „Kreuzweg“ am Staatstheater Berlin uraufgeführt. Dieses Drama hatte keinen Erfolg und wurde kurzfristig wieder abgesetzt (vgl. http://www.dieterwunderlich.de/Carl_Zuckmayer.htm S.2/3, Stand: 4.4.2017). Im Jahr 1923 befreundeten sich Carl Zuckmayer und Bert Brecht in München. Max Reinhardt holte beide Anfang 1924 als Dramaturgen an das Deutsche Theater nach Berlin. Mit der Uraufführung des Lustspiels „Der fröhliche Weinberg“ am 22. Dezember 1925 im Theater am Schiffbauerdamm in Berlin gelang Zuckmayer der erste große Erfolg. Mit den Tantiemen konnte sich Zuckmayer seinen großen Wunsch erfüllen, die „Wiesmühl“ in Henndorf bei Salzburg zu kaufen. Bis zum Jahr 1938 verbrachten er und seine zweite Frau, die österreichische Schauspielerin Alice Frank, jede freie Minute, wenn er nicht beruflich in Berlin oder Wien war. Der berühmte Roman „Professor Unrat“ von Heinrich Mann diente zur Vorlage für das von Carl Zuckmayer geschriebene Drehbuch „Der blaue Engel“, ein Film, der der Schauspielerin Marlene Dietrich zu Weltruhm verhalf (vgl. http://www.dieterwunderlich.de/Carl_Zuckmayer.htm S.2/3, Stand: 4.4.2017).

Carl Zuckmayers Stück „Der Hauptmann von Köpenick. Ein deutsches Märchen in drei Akten“ wurde am 5. März 1931 im Deutschen Theater in Berlin unter der Regie von Heinz Hilpert uraufgeführt. Von den zahlreichen Verfilmungen des Theaterstückes wurden die 1956 entstandene Verfilmung von Käutner mit Heinz Rühmann und die von Frank Beyer mit Harald Juhnke die größten Erfolge von Carl Zuckmayer. Als die Nationalsozialisten im Jahr 1933 mehr und mehr Einfluss gewannen, haben sie die Stücke von Carl Zuckmayer, der Halbjude war, verboten. Nach dem Deutschen Einmarsch in Österreich musste Zuckmayer in die Schweiz flüchten. Von dort ging er in die USA und hielt sich dort von 1939 bis 1946 auf. Nach dem Krieg wurde Carl Zuckmayer die amerikanische Staatsbürgerschaft verliehen. Carl Zuckmayer lebte bis 1958 mit seiner Frau zum Teil in den USA, in der Schweiz und in der Bundesrepublik Deutschland. Anschließend ließ sich die Familie in Saas Fee im Wallis nieder. Er erhielt 1966 die Schweizer Staatsbürgerschaft (vgl. http://www.dieterwunderlich.de/Carl_Zuckmayer.htm S.2/3, Stand: 4.4.2017).

5. Praktischer Teil

Im nachstehenden praktischen Teil werden Beispiele des Berlinischen am Beispiel des „Hauptmann von Köpenick“ gezeigt und diese mit der Entsprechung in Hochdeutsch versehen und auch einer ergänzenden Erklärung, was mit den Sätzen auf Berlinisch gemeint ist und ob es sich gegebenenfalls um Ausdrücke aus der Gänoven- oder Militärfachsprache handelt. Die Erklärungen werden unterstrichen.

5.1. Beispiele des Berlinischen am Beispiel des „Hauptmann von Köpenick“. Ein deutsches Märchen in drei Akten

Erster Akt – Erste Szene (Im Uniformladen A. Wormser in Potsdam)

Beispiel 1:

S. 10 Originaltext in Berlinisch:

„Wenn ick mal in en Paar neie Buxen steige – selbst zujeschnitten, akkurat genau uff jeden Hosenknopp – da hab ick ooch immer son komisches Jefiehl.“

Text in Hochdeutsch:

„Wenn ich einmal ein paar neue Hosen anziehe, die bis auf jeden Hosenknopf akkurat und genau zugeschnitten sind, da habe ich immer auch so ein komisches Gefühl“.

Der Ausdruck „Buxen“ ist ein in ganz Norddeutschland geläufiger Ausdruck für Hosen („Wisch Dir Deine Pfoten nicht immer an der neie Bux ab!“ würde man im Hamburger Platt einem Kind sagen, dass die schmutzigen Hände an der Hose abwischt).

Die grammatikalische Begründung des Berlinischen „ick“, „ooch“ und das „J“

-Die Verwendung von „ick“ statt „ich“ haben holländische Kolonisten, die vor zirka 300 Jahren vom Großen Kurfürst nach Preußen eingeladen wurden, veranlasst. (vgl. Rosenberg 1986:76).

-Die Verwendung von „ooch“ ist der Einfluss des Obersächsischen. (vgl. Schlobinski 1984).

-Die Verwendung des „J“ im Berliner Dialekt, der das „G“ im Hochdeutschen ersetzt, hier zum Beispiel: zujeschnitten, genau, Jefiel (vgl. Brendicke 1897:122).

Beispiel 2:

Originaltext in Berlinisch:

„Un denn komm ick hinter: det is gar keen Jefühl – det is nur de Neuheit.“

Text in Hochdeutsch:

„Und dann komme ich dahinter: das ist gar kein Gefühl – das ist nur die Neuheit“.

Die grammatikalische Begründung des Berlinischen „keen“ und „Jefühl“

Hier kommt wieder stark der Einfluss des Obersächsischen zu tragen.

-die Verwendung von „det“ = das, daß, , das Bewusste (vgl. Brendicke 1897:95).

-Verwendung von „det is“ = das ist, is nicht, nein, es fehlt. Wat Sie sich denken, is nich (vgl. Brendicke 1897:122).

Beispiel 3:

Originaltext in Berlinisch:

„Gardeleben kost ja sowieso ,n tollen Stiefel.“

Text in Hochdeutsch:

„Das Gardeleben kostet ja sowieso viel Geld“.

Die Verwendung des Ausdrucks „n tollen Stiefel“ kommt aus dem Plattdeutschen und wird auch im „Hamburger Platt“ verwendet. Es kommt hauptsächlich aus dem Niederdeutschen.

Die Generation um 1900 hatte in Norddeutschland sehr oft die Gewohnheit, ein Teil ihres Geldes in ihren Stiefeln aufzubewahren.

Beispiel 4:

Originaltext in Berlinisch:

„Man konnte meinen, Sie wären mit Jesäßkneppen uff de Welt jekommen!“

Text in Hochdeutsch:

„Man könnte meinen, Sie wären mit Gesäßknöpfen auf die Welt gekommen“.

Hier ersetzt das Je- das Hochdeutsche „G“ sowie ... „kneppen“ statt ... „knöpfen“ Jesäßkneppen = Gesäßknöpfe sind Messingknöpfe an Militäruniformen (vgl. Lentzner 1893:5).

Jesäßkneppe“ war auch die weiße Kapitänsuniform Der „Smutje“ (Schiffsjunge, Lehrling) hatte unter anderem die wichtige Aufgabe, diese Messingknöpfe an den Uniformen der Schiffsbesatzung immer blank poliert zu halten, da diese immer wieder durch die Luft und die Seebriese (feuchte Seeluft) beschlugen und stumpf aussahen.

Beispiel 5:

Originaltext in Berlinisch:

„Da mißten wa nu de janze Schoßfalte ufftrennen, un denn stimmt det wieder in de Tallje nich.“

Text in Hochdeutsch:

„Da müßten wir nun die ganze Schoßfalte auftrennen, und dann stimmt es wieder in der Taille nicht“.

Die Verwendung der Ausdrücke „mißten“ statt „müßten“, „wa“ statt „wir“, „nu“ statt „nun“, „de“ statt „die“, „janze“ statt „ganze“, „ufftrennen“ statt „auftrennen“, „det“ statt „das“, „Tallje“ statt „Taille“. „Schoßfalte“ hier= eine schlankmachende Falte in der Militäruniform (vgl. Lentzner 1893:5-15).

Der Begriff „Taille“ kommt aus dem Französischen. (la taille – die Taille) und würde in Hochdeutsch „die Mitte“ heißen.

Beispiel 6:

S. 11 Originaltext in Berlinisch:

„Finger lang und Luftklappe jeschlossen – det wär keen Sport vor meines Vaters Kleensten.“

Text in Hochdeutsch:

„Hände weg und kein Wort mehr – das wäre doch kein Umgang für den Jüngsten meines Vaters“.

Die grammatikalische Begründung des berlinischen „keen“, „jeschlossen“, und „Kleensten“.
„Finger lang und Luftklappe jeschlossen“ bedeutet hier ein militärisches Kommando.
„Luftklappe jeschlossen“ bedeutet auch im Hamburger Platt „den Mund halten“.
Hier kommt wieder stark der Einfluss des Obersächsischen zu tragen.
-die Verwendung von „det“= das, daß, das Bewusste (vgl. Brendicke 1897:95).

Beispiel 7:

Originaltext in Berlinisch:

„Wabschke, haltense ,n Rand, ich sage Ihnen immer wieder, bei der nächsten Schnoddrigkeit fliegense raus.“

Text in Hochdeutsch:

„Halten Sie den Mund, ich sage Ihnen immer wieder, dass Sie bei der nächsten frechen Bemerkung gekündigt werden“.

„Schnoddrigkeit“ – Großmauligkeit bedeutet ein Wort aus der Gaunersprache

Erklärung der Berlinischen Ausdrücke: „‘n Rand halten: Dieser Ausdruck wird auch im Niederdeutschen verwendet und bedeutet „den Mund halten“ oder auch im Niederdeutschen

angewendet „halt die Klappe“. Ebenso wird der Ausdruck „Schnoddrigheit“ im Niederdeutschen und im Plattdeutschen verwendet und bedeutet „freche Bemerkung“.

Beispiel 8:

S. 12 Originaltext in Berlinisch:

„Also von Ihnen möchte ich erschossen werden, Sie treffen ,n Flohstich mittenmang in de Mitte.“

Text in Hochdeutsch:

„Also von Ihnen möchte ich erschossen werden, denn Sie treffen ja einen Flohstich in der Mitte“.

Erklärung des Berlinischen Ausdrucks: „mittenmang“= dieser Ausdruck wird ebenso im Niederdeutschen und im Plattdeutschen verwendet und bedeutet „mittendrin“.

Die tiefere Bedeutung von „n Flohstich mittenmang“ soll heißen – eine unwahrscheinlich genaue Treffsicherheit haben.

Beispiel 9:

S. 13 Originaltext in Berlinisch:

„Det is neemlich so, det wa mißten de ganze Schoßfalte ufftrennen, an der de Jesäßkneppe anjesetzt sind, und denn stimmt det wieder in de Tallje nich.“

Text in Hochdeutsch:

„Das ist nämlich so, dass wir die ganze Schoßfalte auftrennen müßten, an der die Gesäßknöpfe angesetzt sind, und dann stimmt es wieder in der Taille nicht“.

Erklärung der Berlinischen Ausdrücke „det“, „janze“, „anjesetzt“: „det“= das „daß“, „janze“, „angesetzt“= Die Verwendung des „J“ im Berliner Dialekt, der das „G“ im Hochdeutschen ersetzt (vgl. Brendicke 1897:122).

Erster Akt – Zweite Szene (Polizeibüro in Potsdam)

Beispiel 10:

S. 15 Originaltext in Berlinisch:

Voigt: Pardong, Herr Wachtmeester, ick wollte mir nur mal erkundigen

Text in Hochdeutsch:

„Entschuldigen Sie Herr Wachtmeister, ich wollte mich nur einmal erkundigen“

„Wachtmeester“= Wachtmeister bedeutet in militärischer Fachsprache:

Die Bezeichnung „Wachtmeister“ beschrieb eine Person, die die Einteilung und Kontrolle der Wachen nach Weisungen der Vorgesetzten durchzuführen hatte. „Wachtmeister“ hieß eigentlich „Aufsichtführender über die Wache“. Das Amt, nach dem sein Inhaber eben „Wachtmeister“ genannt wurde, war hoch und viel vertraulich“. Wurde die „Wacht versäumt oder versehen“, so „war ein Volk schon geschlagen“. (vgl. Just/Grabarek 2012:188).

Der Berliner Akkusativ bei „mir“ und „mich“ wird oft verwechselt, wie z.B. hier: ich wollte „mir“ (richtig „mich“) nur mal erkundigen (vgl. Rosenberg 1986:72).

Beispiel 11:

Originaltext in Berlinisch:

Voigt: „Pardong, Herr Oberwachtmeester, ick hab ja ,n kurzes Ooge, zum Lesen da brauch ick ne Brille.“

Text in Hochdeutsch:

„Entschuldigen Sie Herr Oberwachtmeister, ich bin ja kurzsichtig und zum Lesen brauche ich eine Brille“

Der Ausdruck „pardong“ ist aus dem Französischen entlehnt worden durch die Einwanderung der verfolgten Hugenotten aus Frankreich und bedeutet Entschuldigung.

„n kurzes Ooge“ ist auch in Norddeutschland im Hamburger Platt ein durchaus gängiger Ausdruck, speziell im „Alten Land“ (ein riesiges Obstanbaugebiet rund um die Großstadt Hamburg, das ganz Deutschland mit Kirschen, Äpfel und Birnen noch heute beliefert) ist dieser Ausdruck gängig.

Beispiel 12:

S. 16 Originaltext in Berlinisch:

„Deshalb bin ick ja hier, weil ick mir hier anmelden mechte, und dafor brauch ick znunächst mal de Aufenthaltserlaubnis.“

Text in Hochdeutsch:

„Deshalb bin ich hier, weil ich mich hier anmelden möchte und dafür brauche ich zunächst einmal die Aufenthaltserlaubnis“.

Erklärung zur Aufenthaltserlaubnis oder -genehmigung: Jeder neu Zugezogene musste, um arbeiten zu können, zuerst eine Aufenthaltserlaubnis von der Behörde erhalten, um mit dieser Bescheinigung auch eine Arbeitserlaubnis zu bekommen. Die Aufenthaltserlaubnis war um

1900 so ähnlich wie ein Leumundszeugnis heute, denn die Behörde konnte feststellen, ob der Ansuchende „unbescholten“, also ohne Vorstrafen war.

Im Falle von Wilhelm Voigt war dies nicht der Fall, da er durch einige Vorstrafen, die bei der Behörde auflagen, vorbestraft war und deshalb erhielt er zur damaligen Zeit keine Aufenthaltserlaubnis in Berlin und hatte in weiterer Folge auch keine Chance auf die Arbeitserlaubnis.

Beispiel 13:

S. 17 Originaltext in Berlinisch:

„Na da war’ck n junger Dachs, Herr Kommissär. Und es hat sich ja alles in **da fehlt ein Teil**

Text in Hochdeutsch:

„Damals war ich ein junger Mann, Herr Kommissar. Es hat sich ja alles nur um dreihundert Mark gehandelt“.

„da war ,ck n junger Dachs“= ein junger Dachs bedeutet in der Ganovensprache ein Jugendlicher, der kleinere Straftaten gemacht hat.

Hier handelt es sich um einen typischen grammatikalischen Fehler im Berlinischen. Die Bildung des Plurals mit Anhängung des „er“, hier statt „Mark“ um dreihundert Märker jehandelt (vgl. Lentzner 1893:9).

Beispiel 14:

Originaltext in Berlinisch:

„Ick will mir auch garnich entschuldigen.“

Text in Hochdeutsch:

„Ich will mich auch gar nicht entschuldigen“.

Hier wird wieder das „mir“ und „mich“ verwechselt. Eine typische Berliner Verwechslung. nach dem bekannten Satz: „Das mir und mich verwechsle ich nicht, das kommt bei „mich“ nicht vor.“

Beispiel 15:

Originaltext in Berlinisch:

„Aber denn habense mir jeschnappt und haben mir gleich fuffzehn Jahren injespunnen.“

Text in Hochdeutsch:

„Aber dann haben sie mich erwischt und haben mich fünfzehn Jahre eingesperrt“.

„jeschnappt“ bedeutet in der Gaunersprache „festgenommen oder verhaftet“.

Beispiel 16:

S. 18 Originaltext in Berlinisch:

„Weil ick-ick habe mir eben so sehr zu Hause jeseht.“

Text in Hochdeutsch:

„Weil ich mich so sehr nach Hause geseht habe.“

Hier wird wieder das „mir“ und „mich“ verwechselt. Eine typische Berliner Verwechslung nach dem bekannten Satz: „Das mir und mich verwechsle ich nicht, das kommt bei „mich“ nicht vor.“

Beispiel 17:

Originaltext in Berlinisch:

„Da trau ick mir aber mit all meine Vorstrafen aufn Puckel jarnich rauf.“

Text in Hochdeutsch:

„Mit allen meinen Vorstrafen auf dem Rücken traue ich mich gar nicht zu ihr nach Deutschland“.

„Vorstrafen aufn Puckel“ bedeutet in der Gaunersprache Vorstrafen gemacht. Man könnte es auch so übersetzen: „Mit allen meinen Vorstrafen, die mich niederdrücken, traue ich mich gar nicht zu ihr nach Deutschland.“ Oder: „Mit allen meinen Vorstrafen auf dem Rücken traue ich mich gar nicht zu ihr nach Deutschland.“

Beispiel 18:

S. 20 Originaltext in Berlinisch:

„Ick reg mir jarnich uff, ick will nur ,n Papier haben.“

Text in Hochdeutsch:

„Ich rege mich gar nicht auf, ich will nur einen Ausweis haben“.

„n’Papier“ bedeutet in der Gaunersprache ein Dokument, einen Ausweis in Österreich auch „einen Fetzen“

Sinngemäß meint Voigt: „Ich will ja nur die Aufenthaltserlaubnis haben.“

Erster Akt – Dritte Szene (im Café National)

Beispiel 19:

S. 22 Originaltext in Berlinisch:

„Ick schelle so jejn achte, det Meechen macht mir uff, ick rasch’n Stiebel in de Türspalte: und rin!!“

Text in Hochdeutsch:

„So gegen acht Uhr läute ich, das Mädchen öffnet mir, ich stelle rasch den Stiefel in die Türspalte und ich bin drinnen“.

Der Ausdruck „Meechen“ bedeutet Mädchen und wird auch im Plattddutschen verwendet und kommt eigentlich aus dem Niederdeutschen.

Beispiel 20:

S. 23 Originaltext in Berlinisch:

„Joachim“, hat er zu sein Sohn jesacht – „übe dir mal wieder in de christliche Nächstenliebe.“

Text in Hochdeutsch:

„Joachim“, hat er zu seinem Sohn gesagt – „übe dich einmal wieder in der christlichen Nächstenliebe.“

„übe dir mal wieder in de christliche Nächstenliebe – hier wird wieder ganz deutlich der Berliner Dialekt gezeigt in der Verwechslung des „mir“ und „mich“ und „dir“ und „dich“.

Beispiel 21:

Originaltext in Berlinisch:

„Na, ick hab mir geschämt – Untern Linden mit sone olle Pastorenzippe und an jeder Hand ne Rotzjöhre!“

Text in Hochdeutsch:

„Ich habe mich geschämt – Unter den Linden gehen mit so einer Pastorensippschaft und an jeder Hand ein unerzogenes Kind“.

„Pastorenzippe“ und „Rotzjöhre“ bedeuten in der Gaunersprache „Pastorensippschaft“ und „unerzogenes Kind.“

Der Ausdruck „Rotzjöhre“ wird auch im Niederdeutschen verwendet. Der einzige Unterschied ist hier wieder die Verwendung – „jöhre“, während es im Niederdeutschen, im Hamburger Platt „die Göre“ und die „Rotzgöhre“ ist. Wie bereits oben erklärt die Verwendung von „je-“, statt „g“.

Beispiel 22:

S.28/29 Originaltext in Berlinisch:

„Unsereens, wat so lange in Sanatorium jesessen ist, der muß sich nu erst mal aufbauen. Sonst kann er jarnischt wieder werden“.

Text in Hochdeutsch:

„Unsereiner, der so lange im Gefängnis gesessen ist, muss sich nun erst einmal wieder aufrichten. Sonst kann aus ihm nichts mehr werden“.

Der Ausdruck „so lange in Sanatorium jesessen“ wird für den Aufenthalt im Gefängnis verwendet. Er wird im Hamburger Platt seltener, aber doch verwendet. Mehr bekannt ist „so lange zur See jefahren“.

Beispiel 23:

Originaltext in Berlinisch:

„Plörösenmieze Ick bin so frei und setze mir.“

Text in Hochdeutsch:

„Plörösenmieze, Ich bin so frei und setze mich.“

„Plörösenmieze“ kommt aus der niederdeutschen Gaunersprache und ist ein Spitzname für ein leichtes Mädchen (oder Prostituierte), in Hamburg im Hafenviertel würde es mit „Mehrfachmatratze“ oder „Strichkatze“ bezeichnet werden. bedeuten. In Französisch würde man es „les poules de luxes“ (die Luxushühner) nennen in Spanisch würde man es „las putas“ (die Prostituierten) nennen in Italienisch würde man es „il prostituto“ (die Prostituierte) nennen in Englisch würde man es „the prostitute“ nennen in Türkisch würde man sie mit „fahişe“ bezeichnen

Beispiel 24:

S.31 Originaltext in Berlinisch:

„Det ha’ck ja gleich jewußt, di is goldrichtig!“

Text in Hochdeutsch:

„Das habe ich ja gleich gewusst, dass die goldrichtig ist“.

Die tiefere Bedeutung von „di is goldrichtig!“ ist eher „die paßt hierher, die ist ein leichtes Mädchen.

Beispiel 25:

S. 32 Originaltext in Berlinisch:

„Na nu flenn mal hier nich.“

Text in Hochdeutsch:

„Na, nun weine hier mal nicht“.

Der Ausdruck „flennen“ kommt ebenfalls aus dem Niederdeutschen und bedeutet „weinen“.

Beispiel 26:

Originaltext in Berlinisch:

„gesoffen, na, wie is, Vating, bist woll in Vaein fier staubdumme Kanarienzichter?“

Text in Hochdeutsch:

„Na, wie ist es Väterchen, bist du vielleicht im Verein für dumme Kanarienzüchter?“

Hier dominiert die negative diskriminierende Konnotation bei „dumme Kanarienzüchter“

Im Niederdeutschen und im Hamburger Platt würde es heißen: „Karnickelzüchterverein“, was stark negativ betont, herablassend ist.

Beispiel 27:

S. 34 Originaltext in Berlinisch:

„Mensch, du hast dir aber mächtig beschmettert!“

Text in Hochdeutsch:

„Du hast dich aber stark betrunken!“

„beschmettert“ bedeutet in der Gaunersprache zu viel getrunken, gesoffen

„du hast dir“ – wieder die typische Verwechslung von „dir“ und „dich“ im Berliner Dialekt.

Beispiel 28:

S. 35 Originaltext in Berlinisch:

„Wat will denn det kleene Kamuffel. Dem soll'ck wol mal de Eisbeene knicken.“

Text in Hochdeutsch:

„Was will denn das kleine Kaninchen. Dem soll ich wohl einmal die Beine brechen.“

„de Eisbeene knicken“ bedeutet in der Gaunersprache „die Beine brechen“.

„det kleene Kamuffel“ bedeutet in der Gaunersprache sehr abwertend „das kleine hilflose, schwache Kaninchen“

Beispiel 29:

Originaltext in Berlinisch:

„Nehmense die Knochen zusammen!“

Text in Hochdeutsch:

„Nehmen Sie Haltung an!“

„Nehmense die Knochen zusammen!“ bedeutet in der Militärsprache „Nehmen Sie Haltung an“

Beispiel 30:

Originaltext in Berlinisch:

„For mir biste ,n deemlicher Zivilist!“

Text in Hochdeutsch:

„Für mich bist du ein dummer Zivilist!“

„deemlicher Zivilist“ bedeutet in der Militärsprache sehr abwertend „Mensch zweiter Klasse“. Der Ausdruck „for mir biste“ kommt auch im Hamburger Platt vor und kann eine Anlehnung an die englische Sprache sein. Für mich würde in Englisch „for me“ heißen.

Beispiel 31:

S. 35/36 Originaltext in Berlinisch:

„Jeh doch nach Hause und zieh dir um, denn kannste mir wat erzählen, so nich Männeken, so nich!!“

Text in Hochdeutsch:

„Gehe doch nach Hause und ziehe dich um, denn nur so kannst du mir Befehle erteilen, so aber nicht du unscheinbares Männlein“.

Der Ausdruck „Männeken“ bedeutet kleiner unscheinbarer Mann (vgl. Brendicke 1893:148). Die tiefere Bedeutung dieses Satzes spiegelt die übertriebene Hörigkeit zum Militär wieder. Nur in vollständiger militärischer Uniform kannst du mir Befehle erteilen.

Erster Akt – vierte Szene (im Personalbüro der Engros-Schuhfabrik „Axoloth“)

Beispiel 32:

S. 39 Originaltext in Berlinisch:

„Ich denke mir, bei de Industrie, da sinse großzügig“.

Text in Hochdeutsch:

„Ich denke mir, dass man besser bezahlt wird, wenn man in der Industrie beschäftigt ist“.

Der Ausdruck „bei de Industrie“ ist wieder ein typischer Fallfehler im Berlinerischen.

Der Ausdruck „sinse“ ist wiederum das Zusammenziehen von 2 Worten – richtig:

da „sind sie“ – ein typischer Fehler im Berliner Dialekt

Erster Akt – fünfte Szene (elegant möbliertes Zimmer in Potsdam)

Beispiel 33:

S. 41 Originaltext in Berlinisch:

„Quasselnse nich, Deltzeit“.

Text in Hochdeutsch:

„Reden Sie nicht viel herum, Deltzeit“

.

Der Ausdruck „quasseln“ stammt aus dem Niederdeutschen und bedeutet „faseln“ oder „herumreden“. Es gibt auch den Ausdruck „Quasselfritze – lotte, -peter“ für faselnde Menschen (vgl. Brendicke 1892:165).

Beispiel 34:

S. 42 Originaltext in Berlinisch:

„Da reißt der Spiegel de Knochen zusammen.“

Text in Hochdeutsch:

„Da steht sogar der Spiegel stramm“.

„Da nimmt sogar der Spiegel Haltung an“.

„de Knochen zusammenreißen“ bedeutet in der Militärsprache Haltung annehmen

Die tiefere Bedeutung würde das „Unmögliche“ ausdrücken

Erster Akt – sechste Szene (in der „Herberge zur Heimat“)

Beispiel 35:

S. 43 Originaltext in Berlinisch:

„Wer am längsten wartet, kommt rin, die andern kann ick nich helfen, probiert man bei de Heilsarmee, da is immer noch Platz.“

Text in Hochdeutsch:

„Wer am längsten wartet, kommt hinein, den anderen kann ich nicht helfen, probiert es einmal bei der Heilsarmee, denn dort ist immer noch ein Platz zu haben“.

Hier zeigt sich wieder der typische Fehler im Berliner Dialekt : Die Verwechslung des 3. und 4. Falles ... „die andern kann ick nich helfen.“

Beispiel 36:

S.44 Originaltext in Berlinisch:

„Mensch, du kannst wol keen Spaß vastehn, bist von ,n ganz unziselierten Völkerstamm, wat?“

Text in Hochdeutsch:

„Du kannst wohl keinen Spaß verstehen, du scheinst wohl von einem ganz unzivilisierten Volk abzustammen“.

Der Ausdruck „bist von n‘ ganz unziselierten Völkerstamm, wat? ist mit einer negativen Konnotation behaftet und bezeichnet jemanden als Mitglied eines primitiven Volksstammes.

Beispiel 37:

S.45 Originaltext in Berlinisch:

„Da haste eene uff Pump, du mußt doch morjn frih ,n warmen Leffel in Leib kriegen“.

Text in Hochdeutsch:

„Da hast du einen Groschen als Leihgabe. Morgen früh mußt du etwas Warmes Essen“.

Der Ausdruck „uff Pump“ kommt aus dem niederdeutschen Ganovensprache und bedeutet „als Leihgabe“. Pump, Borg,uff Pump, auf Borg, eenen Pump anlejen, borgen (vgl. Brendicke 1892:164).

Beispiel 38:

Originaltext in Berlinisch:

„Du hast doch jrade noch ,n Jroschen in die Finger jehabt.“

Text in Hochdeutsch:

„Du hast doch gerade noch einen Groschen zwischen den Fingern gehabt“.

Hier wieder der spezielle Berliner Dialekt: Das Einsetzen von „j“ statt „g“ wie „jrade“ statt „gerade“ und „Jroschen“ statt „Groschen“ sowie „jehabt“ statt „gehabt“.

Beispiel 39:

Originaltext in Berlinisch:

„Mensch, sei du nur still, dir kenn ick!“

Text in Hochdeutsch:

„Sei still, denn ich kenne dich.“

Hier wieder die Verwechslung von „dir“ und „dich“ im Berliner Dialekt.

Beispiel 40:

Originaltext in Berlinisch:

„Der hat noch keen Tropfen Salzwasser jerochen.“

Text in Hochdeutsch:

„Der hat noch keinen Tropfen Salzwasser gerochen.“

„keen Tropfen Salzwasser jerochen“ bedeutet in der Gaunersprache „noch nie zur See gefahren“.

Hier außerdem wieder das Einsetzen von „j“ statt „g“ – „jerochen“ statt „gerochen“ im Berliner Dialekt.

Beispiel 41:

Originaltext in Berlinisch:

„Damit kannst mir nich bange machen.“

Text in Hochdeutsch:

„Damit kannst du mir keine Angst machen.“

Der Ausdruck „bange machen“ kommt ebenfalls aus dem Niederdeutschen und bedeutet „bange“-furchtsam, „Bange machen-jilt nich“ , „Nur keene Bange! Nur keene Furcht! (vgl. Brendicke 1892:84).

Beispiel 42:

Originaltext in Berlinisch:

„Ob ick hier penne oder uff Wache, det is for mir Jacke wie Hose.“

Text in Hochdeutsch:

„Ob ich hier oder auf der Wache schlafe, das ist für mich egal.“

Hier wieder der Ausdruck „for mir“ –im Englischen „for me...“. Außerdem wieder das Verwechseln von „mir“ und „mich“.

Beispiel 43:

S. 49 Originaltext in Berlinisch:

„Jupp, du nimmst mich meine letzten Hosenkneppe ab.“

Text in Hochdeutsch:

„Jupp, du nimmst mir mein letztes Geld ab.“

„meine letzten Hosenkneppe“ bedeutet in der Gaunersprache „mein letztes ergaunertes Geld“. Der Ausdruck „meine letzten Hosenknöpfe“.. wird auch im „umgangssprachlichen Deutsch sehr oft angewendet. Hier zudem auch wieder das Verwechseln von „mir“ und „mich“.

Beispiel 44:

Originaltext in Berlinisch:

„Dat war so ne fiese Möpp immer ,n Herrn Inschenier und ,n Herrn Direktor int Blasrohr jekrochen und ,n Kumpel aufn Kopp jespuckt, so einer war dat.“

Text in Hochdeutsch:

„Das war so ein unangenehmer Mensch, der dem Herrn Ingenieur und Herrn Direktor immer geschmeichelt und den Kollegen verraten hat, so einer war das.“

„so ne fiese Möpp“ bedeutet in der Gaunersprache „so ein halbkrimineller Kerl“. Der Ausdruck „fiese Möpp“ ist auch im Plattdeutschen enthalten und wird sehr oft verwendet, wenn man einen Menschen mit einem schlechten Charakter beschreiben will.

„int Blasrohr jekrochen“ bedeutet in der Gaunersprache „nach dem Munde gesprochen“

Beispiel 45:

Originaltext in Berlinisch:

„Auf mech hat er’s besonders scharf jehätt.“

Text in Hochdeutsch:

„Auf mich hat er es besonders abgesehen.“

Der Ausdruck „mech“ statt „mich“ ist ein Wort des Berliner Dialekts, das im Niederdeutschen nicht bekannt ist.

Der Ausdruck „jehätt“ bedeutet genau übersetzt „gehabt“, hier wieder das „je“ statt richtig „ge“. Schöner in der hochdeutschen Sprache ist es wie oben „Auf mich hat er es besonders abgesehen“.

Beispiel 46:

S.50 Originaltext in Berlinisch:

„Wennste meinst, Willem, denn kenntn wa morjn uff de Nacht riebermachen, ‘n Browwing hab ick ooch.“

Text in Hochdeutsch:

„Wenn du meinst Wilhelm, dann könnten wir morgen in der Nacht hinüberfahren, einen Browning-Revolver habe ich auch dabei.“

„n’Browwing hab ick ooch“ bedeutet in der Gaunersprache einen Revolver habe ich auch. Der Ausdruck „riebermachen“ wird auch im Plattdeutschen Dialekt verwendet und ist dadurch in ganz Norddeutschland bekannt.

Beispiel 47:

Originaltext in Berlinisch:

„Ich kann jar nich mehr pennen, Kalle.“

Text in Hochdeutsch:

„Ich kann ja nicht mehr schlafen, Kalle.“

Der Ausdruck „pennen“ ist auch im Plattdeutschen Dialekt geläufig.

Beispiel 48:

S.51 Originaltext in Berlinisch:

„Du mußt dir mal mitn Finger voll Spucke in de Leffel fahren.“

Text in Hochdeutsch:

„Du solltest dir mal mit einem befeuchteten Finger in die Ohren fahren.“

„in de Leffel fahren“ bedeutet in der Gaunersprache die Ohren sauber machen.

Der Ausdruck: „Leffel“ für „Ohren“ kommt auch im Niederdeutschen und Plattdeutschen

Hamburger Dialekt vor, allerdings nicht mit „Leffel“, sondern „Löffel“, Beispiel: „Ich zieh dir mal die Löffel lang“ – „Ich ziehe dir einmal die Ohren lang“, im Sinne von „Ich werde dich einmal bestrafen, dich zurechtweisen.“

Beispiel 49:

Originaltext in Berlinisch:

„Ick jeh nich mehr tippeln.“

Text in Hochdeutsch:

„Ich gehe nicht mehr auf den Straßen wandern.“

„tippeln“ bedeutet in der Gaunersprache von Ort zu Ort wandern und krumme Dinger drehen (früher sind die Handwerksburschen „auf die Walz gegangen“. Das war allerdings hochanständig und nicht mit verbrecherischen Handlungen verbunden.)

Erster Akt – siebente Szene (Wormsers Uniformladen in Potsdam)

Beispiel 50:

S. 59 Originaltext in Berlinisch:

„Sitzt, als wär er for Ihnen zugeschnitten.“

Text in Hochdeutsch:

„Er passt, als wäre er für Sie zugeschnitten.“

Hier wieder der typische Austausch im Berliner Dialekt von „g“ auf „je“: „zugeschnitten und nicht „zugeschnitten“.

Wenn etwas „for Ihnen zugeschnitten“ ist, dann bedeutet das, dass es sehr gut passt, man sagt auch „das passt wie angegossen“.

Zweiter Akt – achte Szene (Die Zuchthauskapelle in der preußischen Strafanstalt Sonnenburg)

Beispiel 51:

S. 67 Originaltext in Berlinisch:

„Ick halte mir bereit und lasse auf alle Fälle mal ein Regiment ausschwärmen.“

Text in Hochdeutsch:

„Ich stehe zur Verfügung und lasse auf jeden Fall einmal ein Regiment ausschwärmen.“

„Regiment“ kommt aus der Militärsprache und ist ein Wort, das seit dem 15. Jh. im Deutschen belegt ist. Es stammt von lat. regimentum, welches auf das lat. Verg regere und Regierung, Oberbefehl“. Zunächst wurde „Regiment“ ausschließlich in eben dieser Bedeutung gebraucht. Selbst der militärische Sprachgebrauch kennt dieses Wort ursprünglich nur in diesem Sinne: Man vergleiche hierzu Ausdrücke wie „volles Regiment“ im Sinne von „umfangreichen Machtbefugnissen des Feldobristen“ oder „Kriegs-Regiment“ im Sinne von „Kriegsführung“.

Der Gebrauch des Wortes „Regiment“ als Bezeichnung für eine Heeresabteilung ergibt sich aus seiner ursprünglichen Bedeutung. In der Frühen Neuzeit wurden die Truppen nur für den Kriegsfall aufgebracht. Bekannte Feldobersten bzw. Söldnerführer schlossen schriftliche Verträge mit dem Kriegsherrn ab, der sie beauftragte, eine gewisse Zahl von Truppen zu Fuß oder zu Pferd aufzubringen, d.h. anzuwerben.

Im 16. Jh. ging die Bezeichnung „Regiment“ auf die aufzubringenden Truppen selbst über. Die Formulierung „ein Regiment aufrichten“ war ein geläufiger Ausdruck zu Beginn der Landsknechtszeit. Der sog. „Vater der Landsknechte“, Kaiser Maximilian I., teilte sein Fußvolk in Regimenter ein (vgl. Just 2012:85).

Beispiel 52:

Originaltext in Berlinisch:

„Det hat ,n Preuße im Blut, Herr Direktor.“

Text in Hochdeutsch:

„Das ist für einen Preußen selbstverständlich, Herr Direktor.“

Die tiefere Bedeutung ist hier: Das ist ein obrigkeitshöriger zackiger Preuße.

Zweiter Akt – neunte Szene (Die Wohnstube bei Hoprechts in Rixdorf)

Beispiel 53:

S. 68 Originaltext in Berlinisch:

„Na, Willem, nu leg man dein Hut un dein Paket wech, und fühl dir ,n bißken zu Hause.“

Text in Hochdeutsch:

„Na, Wilhelm, nun lege einmal deinen Hut ab und dein Paket weg und fühle dich ein bisschen wie zu Hause.“

Die tiefere Bedeutung dieses Satzes wäre: „Du bist willkommen, Wilhelm, und Du sollst Dich wie zu Hause fühlen“.

Hier taucht auch der typische Fehler des Berliner Dialekts auf: Das Verwechselln von „dir“ und „dich“.

Beispiel 54:

Originaltext in Berlinisch:

„Danke Mariechen. Der Kaffee schmeckt scheen.“

Text in Hochdeutsch:

„Danke Mariechen. Der Kaffee schmeckt gut.“

Der Ausspruch „Der Kaffee schmeckt „scheen“ kommt auch im Niederdeutschen vor. „scheen“ oder „schön“ im Hochdeutschen ist eine Varietät in der Varietätlinguistik des Deutschen und wird zum Beispiel sonst nirgends im deutschsprachigen Raum verwendet. Stattdessen wird „gut“ verwendet. Die Verfasserin dieser Arbeit wurde oft „gehänselt“ oder im Hamburger Dialekt „durch den Kakao gezogen“, als sie von Hamburg nach Wien kam und dort den Ausdruck „scheen“ oder „schön“ verwendet hat.

Beispiel 55:

S. 69 Originaltext in Berlinisch:

„Da wird er nu wenig Freude von haben, glaubste nich?“

Text in Hochdeutsch:

„Daran wird er nun wenig Freude haben, glaubst du das nicht auch?“

Hier kommen die im Berliner Dialekt typischen Abkürzungen von Wörtern zum Vorschein, wie „nu“ statt „nun“, „von haben“ statt „davon haben“, „glaubste“ statt „glaubst du“.

Beispiel 56:

Originaltext in Berlinisch:

„Früher – da hätt ick hier nich rinjepaßt, Marie. Ick hab mir auch nich jetraut.“

Text in Hochdeutsch:

„Früher hätte ich hier nicht hineingepaßt, Marie. Ich habe mich auch nicht getraut.“

Hier wieder der typische Fehler im Berliner Dialekt: Das Verwechselln von „mir“ und „mich“.

Beispiel 57:

Originaltext in Berlinisch:

„Willem, daß de dir nie hast sehn lassen.“

Text in Hochdeutsch:

„Wilhelm, dass du nie vorbeigekommen bist.“

Hier wieder der typische Fehler im Berliner Dialekt: Das Verwechseln von „mir“ und „mich“.

Beispiel 58:

S.72 Originaltext in Berlinisch:

„Ich mach nämlich kein langen Summs, das kann ich nicht.“

Text in Hochdeutsch:

„Ich rede nämlich nicht viel herum, das kann ich nicht.“

Der Ausdruck „keinen langen Summs“ wird auch im Niederdeutschen verwendet und bedeutet im Hamburger Plattdeutsch „kein großes Theater“.

Beispiel 59:

Originaltext in Berlinisch:

„Ick war ja früher schon mal fuffzehn Jahre drinnen, dazwischen nochmal anderthalb in Moabit, und sonst war ick ins Ausland.“

Text in Hochdeutsch:

„Früher war ich schon einmal fünfzehn Jahre im Gefängnis, dazwischen noch einmal einundeinhalb Jahre im Gefängnis Moabit, sonst war ich im Ausland.“

Der Ausdruck „ins Ausland“ ist im Berliner Dialekt typisch, es wird aber falsch verwendet, denn es müsste heißen „sonst war ich im Ausland“.

Beispiel 60:

S. 73 Originaltext in Berlinisch:

„Da wern wir dir mal’n bißken unter de Achseln fassen.“

Text in Hochdeutsch:

„Da werden wir dir mal ein wenig unter die Arme greifen.“

Der Ausdruck „bißken unter de Achseln fassen“ wird auch im Plattdeutschen Dialekt und im Hochdeutschen verwendet und bedeutet „unter die Arme greifen“, jemanden helfen.

Beispiel 61:

Originaltext in Berlinisch:

„Vor dir hack’n mächtigen Bammel jehabt, kann’ck dir sagen.“

Text in Hochdeutsch:

„Vor dir habe ich große Angst gehabt, das kann ich dir sagen.“

Der Ausdruck „n mächtigen Bammel“ wird auch im Plattdeutschen Dialekt verwendet und hat dieselbe Bedeutung. „Bammel haben“ ist ein geläufiger Ausdruck für „Angst haben“.

Beispiel 62:

Originaltext in Berlinisch:

„Dafier bin ick nich raufjekommen, wirklich nich.“

Text in Hochdeutsch:

„Aus diesem Grund bin ich nicht zu euch gekommen, wirklich nicht.“

Hier kommen wieder zwei typische Fehler im Berliner Dialekt vor, einmal das „je“ statt „ge“ und einmal die verkürzte Schreibweise, „nich“ statt „nicht“.

Beispiel 63:

Originaltext in Berlinisch:

„Jetzt stell dir man auf de Hinterbeine und halt’n Kopp oben.“

Text in Hochdeutsch:

„Nun hab ein wenig Selbstvertrauen und gehe mit erhobenem Kopf.“

Der Ausdruck: „stell dir man auf de Hinterbeine“ wird auch im Plattdeutschen verwendet und bedeutet nicht nur „hab ein wenig Selbstvertrauen“, sondern auch „wehre dich!“

Beispiel 64:

S.75 Originaltext in Berlinisch:

„Ick hab mir immer interessiert für, ich bin ja selbst nie zu jekommen.“

Text in Hochdeutsch:

„Ich habe mich immer dafür interessiert, ich bin selbst nie dazu gekommen.“

Hier wiederholen sich erneut die zwei klassischen Fehler im Berliner Dialekt: Einerseits das Verwechseln von „mir“ und „mich“ und andererseits die Verwendung von „j“ jekommen statt „g“ gekommen.

Beispiel 65:

Originaltext in Berlinisch:

„Du bist doch da aufn Magistrat, wo allens durchjeht, es is nur wegen meine Aufenthaltserlaubnis, un damit se mir nich wieder ausweisen, oder ,n Paß verweigern, so war det nämlich immer.“

Text in Hochdeutsch:

„Du arbeitest doch beim Magistrat, wo alles bearbeitet wird, es handelt sich nur um meine Aufenthaltsgenehmigung und darum, dass man mich nicht wieder ausweisen oder die Ausstellung eines Reisepasses verweigern, so wie es immer war.“

Hier scheint wieder der klassische Fehler im Berliner Dialekt auf: die Verwendung von „je „ statt „ge“ bei dem Wort „durchgeht“.

Zweiter Akt – zehnte Szene (Das eheliche Schlafzimmer des Bürgermeisters Obermüller)

Beispiel 66:

S.80 Originaltext in Berlinisch:

„Int Manöver wird der Herr Bürgermeister womöglich auch nich zu die nötije Bettruhe kommen.“

Text in Hochdeutsch:

„Im Mannöver wird der Herr Bürgermeister womöglich auch nicht zur nötigen Bett-ruhe kommen.“

Hier zeigt sich wieder ein Fehler im Berliner Dialekt, nämlich das Verwechseln des Falles bei „zu die nötije Bettruhe“, richtig wäre es „zu der nötigen Bettruhe“.

Beispiel 67:

S. 81 Originaltext in Berlinisch:

„Die macht ooch keen Belach mehr uffs Butterbrot.“

Text in Hochdeutsch:

„Die bringt auch kein Geld herein.“

Hier wieder die typischen Fehler im Berliner Dialekt: Die Verwendung des doppelten „oo“ in Worten wie hier „ooch“ in der Bedeutung „auch“ und das doppelte „ee“ in Worten wie hier „keen“ in der Bedeutung von „keinen“.

Hier wird für „die bringt auch kein Geld herein“ „die macht auch keinen Belag mehr aufs Butterbrot“ gesagt; geläufig ist aber auch die Redewendung „die macht das Kraut auch nicht mehr fett“.

Zweiter Akt – elfte Szene (Ein Gang im Rixdorfer Polizeirevier)

Beispiel 68:

S. 82 Originaltext in Berlinisch:

„Die mehrste Zeit des Lebens Wartet der Soldat vajebers.“

Text in Hochdeutsch:

„Die meiste Zeit des Lebens wartet der Soldat vergebens“.

In dem Wort „vajebers“ in der Bedeutung „vergebens“ scheint wieder der immer wiederkehrende Fehler des Verwechselns von „je“ falsch statt „ge“ richtig.

Beispiel 69:

S. 83 Originaltext in Berlinisch:

„Jetzt is eener von ,n anderes Büro da rinjegangen, jetzt erzählense sich da drin Witze.“

Text in Hochdeutsch:

„Jetzt ist einer von einem anderen Büro hineingegangen, jetzt erzählen sie sich drinnen Witze“.

Der Ausdruck „eener“ hier wieder falsch geschrieben mit zwei „e“ und der Ausdruck „rinjegangen“, hier wieder ein „je-“, verwendet statt richtig ein „ge-“.

Beispiel 70:

Originaltext in Berlinisch:

„Nee, pardong, Herr Wachmeester, ich mechte nu erst wissen, ob ick hier auch richtig bin, er hat jesagt, probiernse’s mal in Zimmer neun, aber wenn et nu wieder nich stimmt...“

Text in Hochdeutsch:

„Nein, entschuldigen Sie, Herr Wachtmeister, ich möchte nun zuerst wissen, ob ich hier auch richtig bin, denn er hat gesagt, dass ich es einmal im Zimmer neun probieren soll. Aber wenn es nun wieder nicht stimmt...“

Der Ausdruck „pardong“ ist aus dem französischen „pardon“, „Entschuldigung“ entliehen (vgl. Peter Schlobinski 1984:20).

Beispiel 71:

Originaltext in Berlinisch:

„Ick bin doch da in ,n anständijes Haus, da brauchense mir doch nich ausweisen, das mißt ick nur einem sagen-der zuständig is“

Text in Hochdeutsch:

„Ich bin doch dort in einem anständigen Haus, da muss man mich doch nicht ausweisen. Das muss ich nur einem sagen, der dafür zuständig ist.“

Der Ausdruck „n anständijes Haus“ als sogenanntes „gut bürgerliches Haus“ wird auch im Plattdeutschen Dialekt verwendet.

Beispiel 72:

S. 84 Originaltext in Berlinisch:

„Sie pfeifen ja ausm letzten Loch, Sie oller Piepfritze Sie!“

Text in Hochdeutsch:

„Sie sind ja ganz am Ende, Sie alter Pfeifenraucher Sie!“

Der Ausdruck „ausm letzten Loch pfeifen“ wird sowohl im Berliner als auch in verschiedenen Bedeutungen verwendet und ist nur aus dem Kontext zu erfassen, z.B.: „er pfeift aus dem letzten Loch“ – er ist finanziell am Ende oder „er pfeift aus dem letzten Loch“ – er ist gesundheitlich am Ende.

Zweiter Akt – zwölfte Szene (Kammer mit Bett, Fenster zum Hof, Tür zum Gang)

Beispiel 73:

S. 86 Originaltext in Berlinisch:

„Da is ne olle Zeitung, da wer ick’s reinwickeln.“

Text in Hochdeutsch:

„Da ist eine alte Zeitung in die ich es einwickeln werde.“

Die Bezeichnung „olle Zeitung“ wird auch im Plattdeutschen verwendet.

„Olle“ kann sowohl als Adjektiv wie hier verwendet werden, „olle Zeitung“

„Olle“ kann aber auch als Subjekt verwendet werden „mine Olle“, meine Alte oder meine Frau.

Beispiel 74:

Originaltext in Berlinisch:

„Willste dir zudecken, willste dir niederlegen, du kleene Krotte, nachher wirste nich jesund.“

Text in Hochdeutsch:

„Decke dich sofort zu, lege dich wieder ins Bett, du kleines Mädchen, sonst wirst du nicht gesund.“

Der Ausdruck „du kleene Krotte“ kommt aus dem Niederdeutschen und bedeutet soviel wie „du kleines Mädchen“ aber auch „du kleine Kröte“ (bedeutet Mädchen im leicht negativen Sinn).

Auch hier findet sich wieder der typische Fehler im Berliner Dialekt mit der Verwechslung von „dir“ und „dich“.

Beispiel 75:

S. 87 Originaltext in Berlinisch:

„Sag mal, Onkel Willem, biste viel rumjekommen in de Welt?“

Text in Hochdeutsch:

„Onkel Wilhelm sage doch einmal, ob du viel auf der Welt herumgekommen bist?“

Auch hier wiederholt sich wieder ein klassischer Fehler im Berliner Dialekt wie bereits beschrieben. Das Wort „rumjekommen“ wird hier mit „je“ verwendet – rumjekommen.

Beispiel 76:

Originaltext in Berlinisch:

„Die haben mitm Himmel jar nichts zu tun, die sind nur son Dunst von unten, ausn Wasser.“

Text in Hochdeutsch:

„Die haben mit dem Himmel gar nichts gemeinsam, sie sind nur der Dunst aus dem Wasser von unten.“

Das typische Zusammenziehen von zwei Worten fällt wie hier immer wieder im Berliner Dialekt auf. Zum Beispiel: „mitm Himmel“ – richtig: Die haben mit dem Himmel gar nichts gemeinsam...; oder „son Dunst“ – richtig: Sie sind nur so ein Dunst...; oder „ausn Wasser“ – richtig: aus dem Wasser.

Hier auch wieder „je“ statt „ge“ – „jar“ statt „gar“

Beispiel 77:

Originaltext in Berlinisch:

„Und Blumen jibt et da, nich bein Gärtner, nee, uffjede jewöhnliche Kuhweide,so was kennste nur ausn Bilderbuch, so was haste noch nie jesehn.“

Text in Hochdeutsch:

„Und Blumen gibt es dort, nicht die vom Gärtner, nein, auf jeder gewöhnlichen Kuhweide. So etwas kennst du nur aus dem Bilderbuch, so etwas hast du noch nie gesehen.“

Hier zeigt sich bei den Ausdrücken „gibt“ und „gesehen“ wieder einer der klassischen Fehler im Berliner Dialekt, nämlich die Verwendung von „je“ statt „ge“- „jibt“ und „jesehn“.

Beispiel 78:

Originaltext in Berlinisch:

„Da nimmse mir mit, nich? Wenn de wieder raufmachst!“

Text in Hochdeutsch:

„Da nimmst du mich mit, nicht wahr? Dann, wenn du wieder hinaufgehst!“

Der Ausdruck „raufmachen“ wird auch im Plattdeutschen Dialekt als „hinaufgehen“ verwendet und ist in Norddeutschland bekannt.

Beispiel 79:

S. 89 Originaltext in Berlinisch:

„Det macht nichts. Ick les det auch sehr gerne, und ick bin ja nu ziemlich ausjewachsen, nich?“

Text in Hochdeutsch:

„Das macht nichts. Ich lese das auch sehr gerne und ich bin ja nun ziemlich erwachsen, nicht wahr?“

Der Ausdruck „ausjewachsen“ stellt wiederum den klassischen Fehler im Berliner Dialekt dar, nämlich die Verwendung von „je“ statt „ge“ – „ausjewachsen“ statt „ausgewachsen“.

Beispiel 80:

Originaltext in Berlinisch:

„Siehste? Ick muß mal sehn, ick mach ganz rasch mach ick.“

Text in Hochdeutsch:

„Siehst du (es klingelt schon wieder)? Ich muss einmal nachschauen, ich beeile mich, ich beeile mich.“

Auch hier wieder der klassische Fehler im Berliner Dialekt: Die Verwendung von „je“ statt „ge“ – „janz“ statt „ganz“.

Zweiter Akt – dreizehnte Szene (Eine erhöhte Ehrenloge im großen Festsaal bei Dressel)

Beispiel 81:

S. 98 Originaltext in Berlinisch:

„Das macht ja nischt, das macht ja nischt, das wird ja wieder abjewischt!“

Text in Hochdeutsch:

„Das macht ja nichts, das macht ja nichts, das wird ja wieder abgewischt.“

Der Ausdruck „abjewischt“ beweist auch hier wieder den Fehler im Berliner Dialekt, nämlich die Verwendung von „je“ statt „ge“ – „abjewischt“ statt richtig „abgewischt“.

Zweiter Akt – vierzehnte Szene (Hoprechts Wohnstube in Rixdorf)

Beispiel 82:

S. 100 Originaltext in Berlinisch:

„Er sagt, in Schlaf hatse zuerst noch phantasiert; janz vergnügt warse.“

Text in Hochdeutsch:

„Er sagt, dass sie zuerst noch im Schlaf phantasiert hat, sie war ganz vergnügt.“

Der Ausdruck „janz“ statt richtig „ganz“ zeigt wieder den klassischen Fehler im Berliner Dialekt: Das Einsetzen von „je“ statt „ge“.

Beispiel 83:

Originaltext in Berlinisch:

„Das Jeschäft hab ick für ne Stunde jesperrt.“

Text in Hochdeutsch:

„Ich habe das Geschäft für eine Stunde zugesperrt.“

Der Fehler im Berliner Dialekt, das „ge“ durch ein „je“ verwendet wird, scheint auch hier auf.

Beispiel 84:

S. 101 Originaltext in Berlinisch:

„Das is nu wirklich ,n Malör.“

Text in Hochdeutsch:

„Das ist nun wirklich traurig.“

Das Wort „Malör“ ist aus dem Französischen entlehnt „le malheur“-das Unglück.

Beispiel 85:

S. 102 Originaltext in Berlinisch:

„Und wenn einer kaputtjeht bei, denn is er alle.“

Text in Hochdeutsch:

„Und wenn jemand stirbt, dann ist er tot.“

Der Ausdruck „denn is er alle“ wird auch im Plattdeutschen verwendet und kann mehrere Bedeutungen haben, z.B. dann ist er tot oder dann ist es leer oder dann ist es aus

Beispiel 86:

Originaltext in Berlinisch:

„Da hilft ,n kein Recht mehr, und kein Jesetz.“

Text in Hochdeutsch:

„Da hilft kein Recht und kein Gesetz mehr.“

Auch hier zeigt sich der klassische Fehler im Berliner Dialekt. Statt richtig „ausgeschlossen“ wird „ausjeschlossen“ verwendet.

Beispiel 87:

S. 103 Originaltext in Berlinisch:

„Ausjeschlossen. Dummheiten – ausjeschlossen. Ick wer nu langsam helle.“

Text in Hochdeutsch:

„Ausgeschlossen. Dummheiten – ausgeschlossen. Ich begreife es nun langsam.“

„hell“ ist eine gängige Bezeichnung für „klar“. „Ich wer nu langsam helle“ bedeutet, dass es langsam klar wird. Wenn ein Licht aufgeht, hat man es auch endlich verstanden. Licht, hell sind gängige Bezeichnungen dafür, dass etwas klar wird, begriffen wird.

Beispiel 88:

S. 107 Originaltext in Berlinisch:

„Mensch, hatse jesagt – einmal kneift jeder n‘ Arsch zu, du auch, hatse jesagt.“

Text in Hochdeutsch:

„Mensch, hat sie gesagt – einmal muss jeder sterben, du auch, hat sie gesagt.“

Der Ausdruck „gesagt“ wird im Berliner Dialekt falsch als „jesagt“ eingesetzt.

Der Ausdruck „einmal kneift jeder n‘Arsch zu“ ist auch im Niederdeutschen in Verwendung. Außer diesem Ausdruck wird auch noch „bekommt jeder einen kalten Arsch“ im Niederdeutschen verwendet.

Beispiel 89:

Originaltext in Berlinisch:

„Fußmatte, muß ick sagen. Die hab ick jeflochten im Jefängnis, und denn sind se alle druff rumjetrampelt, muß ick sagen.“

Text in Hochdeutsch.

„Fußmatte, muss ich sagen. Die habe ich im Gefängnis geflochten und dann muss ich sagen sind sie alle darauf herumgetrampelt.“

Auch hier zeigt sich wieder der klassische Fehler im Berliner Dialekt, nämlich das Einsetzen von „je“ statt „ge“ – „jeflochten“ statt richtig „geflochten“, „Jefängnis“ statt richtig „Gefängnis, „herumjetrampelt“ statt richtig „herumgetramelt“.

Beispiel 90:

Originaltext in Berlinisch:

„Und zum Schluß haste jeröchelt und jewürcht, um det bißchen Luft, und denn war’s aus.“

Text in Hochdeutsch:

„Und zum Schluss hast du um das bisschen Luft geröchelt und gewürgt und dann war es aus.“

Auch hier dieelben Fehler mit der Verwendung von „je“ statt richtig „ge“ – „jeröchelt“ statt richtig „geröchelt“ und „jewürcht“ statt richtig „gewürgt“

Dritter Akt – fünfzehnte Szene (Krakauers Kleiderladen in der Grenadierstraße)

Beispiel 91:

S. 109 Originaltext in Berlinisch:

„Da, schause sich an, den Glanz, die Nobleß, das Material, das teire Tuch, de seidne Fitterung, den roten Kragen, de blanken Kneppe – isse’s nich e Wunder?“

Text in Hochdeutsch:

„Da schauen sie sich das an, den Glanz, die Eleganz, das Material, das teure Tuch, die seidene Fütterung, den roten Kragen, die glänzenden Knöpfe – ist das nicht ein Wunder?“

„die Nobleß“ ist aus dem Französischen entlehnt „la noblesse“ und bedeutet Adel, Würde

Beispiel 92:

Originaltext in Berlinisch:

„Wenn die Uniform kennt allein spazierengehn, ohne daß einer drinsteckt – ich sag Ihnen, jeder Soldat wirdse grießen, so echt isse!“

Text in Hochdeutsch:

„Wenn die Uniform alleine spazierengehen könnte, ohne daß jemand darin steckt, sage ich Ihnen, dass jeder Soldat die Uniform grüßen wird, weil sie so echt ist.“

Der Ausdruck „grüßen“ wird im Berliner Dialekt als „grießen“ verwendet. Auch diese Veränderung des Wortes „grüßen“ wird im Plattdeutschen verwendet.

Beispiel 93:

S. 111 Originaltext in Berlinisch:

„Uff de eine Achselklappe fehlt ja ,n Stern!“

Text in Hochdeutsch:

„Auf der einen Achselklappe fehlt ja ein Stern!“

Hier zeigt sich wieder der Fehler im Berliner Dialekt: Die Verwendung des Doppelbuchstabens, hier „Doppel-ff“ – „uff“

Beispiel 94:

Originaltext in Berlinisch:

„Un de Gardelitzen sin janz verschabt an Rand.“

Text in Hochdeutsch:

„Und die Gardelitzen sind ja am Rand ganz abgeschauert.“

Hier zeigt sich wieder der klassische Fehler im Berliner Dialekt : Die Verwechslung von „je“ und „ge“ – „janz“ statt richtig „ganz“.

Der Ausdruck „verschabt“ kommt nicht nur im Berliner Dialekt vor, sondern auch im Niederdeutschen und bedeutet dort „abgescheuert“ in der Konnotation wie „zerkratzt durch vieles Verwenden oder Tragen einer Uniform.

Beispiel 95:

Originaltext in Berlinisch:

„Redense nich, ich gebse Ihnen fir fuffzehn, weil Sie`s sin, aber firm Säbel un fir de Sporen missense noch drei Mark zulegen, dafier kriegense de Fleckkugeln umsonst und de scheene Pappschachtel und ne Schnur drum, da weren noch Ihre Urenkel de Wäsche drauf trocknen.“

Text in Hochdeutsch:

„Sagen Sie nichts, ich gebe sie Ihnen für fünfzehn, weil Sie es sind, aber für den Säbel und für die Sporen müssen Sie noch drei Mark dazulegen. Dafür bekommen Sie die Fleckkugeln umsonst und die schöne Pappschachtel und eine Schnur darum herum. Mit der werden noch Ihre Urenkel die Wäsche drauf trocknen.“

„Säbel“ kommt aus der militärischen Fachsprache . „Säbel“ ist eine reine Hiebwaaffe und bezeichnet ein gebogenes (mit gekrümmter Klinge) ursprünglich sichelförmiges Seitengewehr. Das Wort ist wahrscheinlich im 15. Jh. zugleich mit der Waaffe von orientalischen Reitervölkern über das ung. sablya und poln. szabla ins Deutsche gekommen. Wie das deutsche Wort, so sind auch ital. scabla, sciabla, sciabola, span. sable und französisch sabre aus dem Slawischen entlehnt (vgl. russ. sabl und serbisch sàblja).

Der Säbel stammt „aus dem östlichen Europa, wo im Gegensatz zum graden zweischneidigen Schwert des Westens das einschneidige Krummschwert geführt wurde.“

Nachdem aber das alte Schwert mit seiner zerschmetternden Wirkung außer Gebrauch gekommen und die alte schwere Schutzrüstung einer leichteren gewichen war, rückte der „Säbel“ immer mehr in den Vordergrund. Gegen Ende des 17. Jh. scheint die Bezeichnung geläufig geworden zu sein, als das alte gerade Schwert in der Heeresbewaffnung dem gekrümmten Platz machte.

Im 15. und 16. Jh. zeigte das Wort die Formen „sebel“, „seibel“, „saibel“, „schebel“ und „sewel“ (vgl. Just 2012:242).

Beispiel 96:

Originaltext in Berlinisch:

„Fier zwei Mark kriegense noch ,n Helm, das is kleidsam, das sieht nach was aus.“

Text in Hochdeutsch:

„Für zwei Mark bekommen Sie noch einen Helm, das ist kleidsam, das sieht nach etwas aus.“

„Helm“ ist ein Ausdruck der militärischen Fachsprache. Unter „Helm“ ist der Hauptharnisch schlechthin zu verstehen. Somit ist der „Helm“ der Kopfschutz der Soldaten und einer der ältesten Teile der Rüstung und Uniform. Einhergehend mit der fortschreitenden Entwicklung der Waffen passte sich der Helm unterschiedlichen Gestaltungsformen an: Im Zeitraum vom 14. bis 17. Jh. verbreitet war eine einfache Helmform, die Hirnhaube, die als Schutz unter dem Hut getragen werden konnte. Die Landsknechte trugen vielfach Hauben mit einem breiten Rand, die als „Eisenhut“ oder „Morion“ (span.) bezeichnet wurden. Die Bezeichnung „Eisenhut“ gilt ebenso als ein älteres Wort für „Helm“.

Das Wort „Helm“ kommt schon im 9. Jh. vor, mhd.helm, ahd. helm, as.helm, aus germ. helma und vorgerm. kelmo. Es stammt von einer Wurzel kel, mit der auch lat. celare „verbergen, bedecken, geheimhalten“ zu verbinden ist. „Helm“ bedeutet demnach ursprünglich „Bergender, Schützender“, bietet also eine den Zweck treffende Bezeichnung. (vgl. Duden, Kluge).

Es wird heutzutage angenommen, der Helm sei wohl von den Griechen und Römern zu den germanischen Völkern gekommen. Bei Tacitus liest man: „non lorica Germano, non galea (...) vix uni alteri cassis aut galea.“ (Anfangs fochten die Germanen (...) mit entblößtem Haupte und sträubten, um Furcht zu erregen, das Haar empor.) (vgl. Just 2012:218-219)

Dritter Akt – sechzehnte Szene (Allee mit Bank im herbstlichen Park von Sanssouci)

Beispiel 97:

S. 115 Originaltext in Berlinisch:

„Krieg is Wahnsinn. Denke mal an die neuen weittragenden Dinger.“

Text in Hochdeutsch:

„Krieg ist Wahnsinn. Bedenken Sie einmal die neuen weittragenden Dinger.“

Der Ausdruck „denke“ zeigt hier wieder den Fehler des „Zusammenziehens; statt „denken Sie“ wird im Berliner Dialekt „denke“ verwendet.

Dritter Akt – siebzehnte Szene (Berlin, Schlesischer Bahnhof)

Beispiel 98:

S. 119 Originaltext in Berlinisch:

„Jetzt könne sie austreten. ,s nächste Mal nehmen sie sich ,n bißchen zusammen.“

Text in Hochdeutsch:

„Jetzt können Sie das WC benützen. Das nächste Mal halten Sie sich ein bisschen zurück.“

Hier kommt wieder der Fehler des „Zusammenziehens“ klar zum Ausdruck: „könnense“ statt „können Sie!“, „nehmense“ statt „nehmen Sie“ und „n’bißchen“ statt „ein bisschen“

Der Ausdruck „austreten“ wird auch im Niederdeutschen verwendet statt dem Begriff „jetzt können Sie „pinkeln“ gehen. Dieser Ausdruck ist im Niederdeutschen sehr stark in Verwendung.

Dritter Akt – achtzehnte Szene (Vorhalle mit Treppenhaus im Köpenicker Rathaus)

Beispiel 99:

S. 122 Originaltext in Berlinisch:

„Na, ick will Ihnen mal besuchen, damitse ,n bißken Kurzweil haben in Ihrn Kabuff.“

Text in Hochdeutsch:

„Na, ich möchte Sie einmal besuchen, damit Sie ein wenig Abwechslung in Ihrer Bude haben.“

Der Ausdruck „Kabuff“ ist im Niederdeutschen Dialekt ebenfalls in Verwendung. „Kabuff“ bedeutet „kleiner winziger Raum“ oder „kleine winzige Wohnung“. Der Ausdruck hat eine negative Konnotation.

Dritter Akt – neunzehnte Szene (Amtszimmer des Bürgermeisters)

Beispiel 100:

S. 128 Originaltext in Berlinisch:

„Aber trabtrab, wir bleiben nicht mehr lange.“

Text in Hochdeutsch:

„Aber schnell, schnell, wir bleiben nicht mehr lange.“

Der Ausdruck „trabtrab“ bedeutet im Hamburger Platt so ähnlich wie „zack, zack“ beeile dich, schnell, schnell.“

Beispiel 101:

S. 132 Originaltext in Berlinisch:

„Soldat senkt das Bajonett aufs Telephon Nejn, das kann ich nicht lejdén.“

Text in Hochdeutsch:

„Der Soldat senkt das Bajonett auf das Telefon und sagt:“ Nein, das kann ich nicht dulden.“

Hier kommt im Berlinischen ein starker westpreußisch-polnischer Akzent durch.

„Das Bajonett“ ist sowohl aus der Fachsprache militärisch, als auch ein französisches Lehnwort „la baïonnette“.

Beispiel 102:

Originaltext in Berlinisch:

Soldat: „Is gewesen vorbej. Das kann ich nicht leiden.“

Text in Hochdeutsch:

„Der Soldat sagt:“ Das war bereits, das kann ich aber jetzt nicht dulden.“

Der Ausdruck „das kann ich nicht leiden“ bedeutet im Niederdeutschen Dialekt auch „das gefällt mir nicht“.

Auch hier prägt der westpreußisch-polnische Akzent das Berlinische.

Beispiel 103:

S. 135 Originaltext in Berlinisch:

„Na, der hat wenigstens ,n Spaß bei.“

Text in Hochdeutsch:

„Na, dem bringt es dabei einen Spaß.“

Hier wieder der Fehler im Berliner Dialekt, das Abkürzen von Worten: „n Spaß bei“ statt „einen Spaß dabei“.

Dritter Akt – zwanzigste Szene (Aschingers Bierquelle in der neuen Friedrichstraße)

Beispiel 104:

S. 137 Originaltext in Berlinisch:

„Über ne kleene Molle und n‘ halbes Sülzkotelett is er injepennt und nich wieder hochjekommen.“

Text in Hochdeutsch:

„Über ein kleines Bier und ein halbes Surkotelett ist er eingeschlafen und nicht wieder zu sich gekommen.“

Der Ausdruck „ne kleene Molle“ ist auch im Hamburger Plattdeutsch geläufig und bedeutet ebenfalls „ein kleines Bier“. Auch hier kommt wieder der typische Fehler im Berliner Dialekt zum Vorschein, nämlich das „je“ statt „ge“.

Beispiel 105:

Originaltext in Berlinisch:

„Denn hat er sich vorher beschmettert.“

Text in Hochdeutsch:

„Dann hat er sich vorher vollgetrunken.“

Der Ausdruck „beschmettern“ ist auch im Niederdeutschen als zu viel getrunken. In der Umgangssprache würde man auch „er hat sich vollgesoffen“ oder „er hat einen über den Durst getrunken“ sagen.

Beispiel 106:

Originaltext in Berlinisch:

„So hat er nich ausjesehn. Is halt’n Penner. Ick wer’m’n Bierrest in de Fresse kippen.“

Text in Hochdeutsch:

„So hat er nicht ausgesehen. Er ist eben ein Obdachloser. Ich werde ihm einen Rest Bier in das Gesicht schütten.“

Die Ausdrücke „is halt’n Penner“ und „ick wer’m’n Bierrest in de Fresse kippen“ sind Ausdrücke aus dem Niederdeutschen und werden auch in Niedersachsen und Hamburg verwendet.

Beispiel 107:

S. 138 Originaltext in Berlinisch:

„Wer sich beizeiten fier ne warme Jacke sorcht, den jehn im Alter de Brikette nich aus.“

Text in Hochdeutsch:

„Wer sich rechtzeitig um eine warme Jacke sorgt, dem geht im Alter die Heizung nicht aus.“

Der tiefere Sinn dieses Satzes bedeutet: „Wer rechtzeitig für sein Alter vorsorgt, braucht im Alter nicht hungern und frieren.“

Hier auch wieder das Abkürzen der Wörter: „nich“ statt „nicht“ und auch der Fehler des „je“ statt „ge“: „jehn“ statt „geht“ und der Fehler des 3. und 4. Falles: „den jehn“ statt „dem geht“

Beispiel 108:

Originaltext in Berlinisch:

„Wat is denn nu? Nehmse wat, oder jehnse wech?!“

Text in Hochdeutsch:

„Was wollen Sie nun? Bestellen Sie etwas oder gehen Sie weg?!“

Der tiefere Sinn dieses Satzes bedeutet: „Wenn Sie nichts kaufen, dann verschwinden sie.!“

Beispiel 109:

S. 139 Originaltext in Berlinisch:

„Wat denn, hat deine Olle n' Kind jekriegt, oder hamse dir in Schlaf'n neuen Piephahn aneschraubt oder wat?“

Text in Hochdeutsch:

„Wie bitte, hat deine Frau ein Kind bekommen oder haben sie dir im Schlaf einen neuen Penis angeschraubt, oder was?“

Hier bedeutet „Olle“ wieder „Alte“, im Sinne von Ehefrau. Der Ausdruck „Piephahn“ ist auch im Niederdeutschen Dialekt und im Hamburger Plattdeutsch bekannt und wird dort angewandt.

Beispiel 110:

Originaltext in Berlinisch:

„Der Hauptmann von Köpenick, also ick bin ,n Berliner, aber det is noch nich dajewesen, da hebste ,n Gaul mitn Wagen uff, da platzt dich der Kragen mitsamt de Krawatte, da laust dir der Affe, Mensch, bis de Haare wech sind!“

Text in Hochdeutsch:

„Der Hauptmann von Köpenick, also ich bin ein Berliner, aber das ist noch nicht dagewesen, das hebt ein Pferd mitsamt dem Wagen auf, da platzt dir der Kragen mit der Krawatte, da laust dich der Affe solange, bis die Haare weg sind!“

In diesem Satz kommen wieder viele Male die Fehler des Berliner Dialekts zutage wie „nich dajewesen“ – die Verwendung von „je“ statt „ge“ und „da platzt dich der Kragen“ – die Verwechslung von „dir“ und „dich“ und „da laust dir der Affe“ – wieder die Verwechslung von „dir“ und „dich“.

Beispiel 111:

Originaltext in Berlinisch:

„Junge, da staun ja icke, und ick staune nie!“

Text in Hochdeutsch:

„Junge, da staune ja ich sogar und ich staune sonst nie!“

Hier wird im Berliner Dialekt der klassische Fehler des „icke“ statt „ich“ verwendet.

Beispiel 112:

Originaltext in Berlinisch:

„Nen janzen Magistrat verhaftet, in’n Keller jesperrt, n’ Bürgermeister in Handschellen durch de Gassen jetrieben, so muß et kommen, det is jutgegn steifen Halsfuffzich Soldaten von Exerzierplatz wechkommandiert, ne janze Stadt umzingelt –und denn war’s ,n falscher!!“

Text in Hochdeutsch:

„Einen ganzen Magistrat verhaftet und in einen Keller eingesperrt, den Bürgermeister in Handschellen durch die Gassen getrieben, so muss es sein, das ist gut gegen den steifen Hals – fünfzig Soldaten vom Exerzierplatz wegkommandiert, eine ganze Stadt umzingelt – und dann war es nur ein falscher (Hauptmann)!

„Exerzierplatz“ ist ein militärisches Fachwort und bedeutet die Soldaten exerzieren auf einem riesigen Platz innerhalb einer Kaserne.

Hier tritt auch wieder der typische Fehler im Berliner Dialekt auf: „nen janzen Magistrat“ – die Verwechslung von „je“ statt „ge“, auch „jesperrt“, „jetrieben“, „janze“

Beispiel 113:

S. 140 Originaltext in Berlinisch:

„Oller Doofkopp, lachen haste woll ooch nich jelernt, haste woll jefehlt bei in de Schule!“

Text in Hochdeutsch:

„Alter Dummkopf, lachen hast du wohl auch nicht gelernt, da hast du wohl in der Schule gefehlt.“

Der Ausdruck „oller Doofkopp“ wird auch im Niederdeutschen und Hamburger Platt verwendet. Auch im Hamburger Hafen, wo eine krassere, deftigere Art des Hamburger Platt herrscht, ist der Ausdruck „oller Doofkopp“ als abgeschwächte Form von „alter Trottel“ in Verwendung.

Beispiel 114:

Originaltext in Berlinisch:

„Kinder, det paßt auf mein vastorbenen Ziehhund – bis uff de Pfoten!“

Text in Hochdeutsch:

„Kinder, das könnte sich fast auf meinen verstorbenen Leihhund beziehen – bis auf die Pfoten!“

Hier zeigt sich im Berliner Dialekt neben den typischen Fehlern auch der sprichwörtliche Humor: „det paßt auf mein vastorbenen Ziehhund – hier der Fallfehler, der immer wieder auftritt: das passt auf „meinen“ verstorbenen Ziehhund – aber der Humor hier ist der Ausdruck „Ziehhund“, was eher eine lustige Anmerkung ist, denn einen „Ziehhund“ gibt es in diesem Zusammenhang nicht.

3.Akt – einundzwanzigste Szene (Vernehmungszimmer im Berliner Polizeipräsidium)

Beispiel 115:

S. 141 Originaltext in Berlinisch:

„Da hab ick doch meine Braut zu wohnen.“

Text in Hochdeutsch:

„Da wohnt doch meine Braut.“

Der Ausdruck „zu wohnen“ ist auch im Niederdeutschen bekannt und wird auch dort angewandt.

Beispiel 116:

Originaltext in Berlinisch:

„Herr Kommissar, ick will Ihnen mal wat sagen. Wenn ikk’s nu wirklich jewesen wäre – so kennense mir nich fangen! So nich! Sie nich! Mir nich!“

Text in Hochdeutsch:

„Herr Kommissar, ich will Ihnen einmal etwas sagen. Wenn ich es nun wirklich gewesen wäre, so könnten Sie mich nicht fangen! So nicht! Sie nicht! Mich nicht!“

„Kommissar“ ist ein polizeiliches Fachwort. Ein Kommissar ist ein Polizist höheren Ranges. Auch hier scheinen wieder die typischen Fehler im Berliner Dialekt auf: „jewesen“ statt richtig „gewesen“: Der Einsatz von „je“ statt „ge“ und die Verwechslung von „mir“ und „mich“- mich statt mir nich fangen.

Beispiel 117:

Originaltext in Berlinisch:

„Ich bleibe dabei, wir müssen unter gedienten Soldaten oder sogar geschaßten Offizieren nachforschen. ,n anderer bringt das ja gar nicht fertig.“

Text in Hochdeutsch:

„Ich bleibe dabei, wir müssen unter gedienten Soldaten oder sogar hinausgeworfenen Offizieren nachforschen. Ein anderer bringt ja so etwas nicht fertig.“

„Offizier“ ist ein militärisches Fachwort und ein französisches Lehnwort „l’officier“ - der Offizier. Das Wort „Offizier“ ist durch französische Vermittlung in die deutsche Sprache gekommen. Frz. officier geht auf lat. officarius zurück, welches Inhaber, Verwalter eines officium, eines Amtes bedeutet. Im Frz. hat das Wort die Bedeutung „Befehlshaber über Truppen“ entwickelt. In dieser Bedeutung ist „Offizier“ seit der 2. Hälfte des 16. Jh. belegt. Bis zur Mitte des 16. Jh. war das Wort im Dt. als Bezeichnung für einen höheren Beamten gebräuchlich. Wie schon früher angedeutet, hießen die „Planstellen“ in der Verwaltungs- bzw. Führungsstruktur der Heere der Frühen Neuzeit „Ämter“. Ein Amt wurde damals allgemein als „officium“ bezeichnet und dessen Träger „officiarius“ bzw. „Offizierer“.

Tatsächlich entspricht die damalige Bedeutung von „Offizier“ nur bedingt dem heutigen modernen Begriff. Was in der Kriegsgeschichte „Offizier“ hieß, kam erst gegen Ende des 16. Jh. zum Vorschein. (vgl. Just 2012:140).

Der Ausdruck „geschaßt“ bedeutet im Berliner Dialekt „hinausgeworfen, entlassen“. Dieser Ausdruck ist auch im Niederdeutschen bekannt und die Verfasserin dieser Arbeit hat diesen Ausdruck auch in Wien sehr oft gehört.

Beispiel 118:

S. 144 Originaltext in Berlinisch:

„Nee, det kann ick nich. Det mißten ja Sie kennen. Ick bin ja keen jelernter Kriminal.“

Text in Hochdeutsch:

„Nein, das kann ich nicht. Das müsstest Sie ja erkennen. Ich bin ja kein gelernter Krimineller.“

Hier scheint wieder der oft wiederholte Fehler im Berliner Dialekt auf: „jelernter“ Kriminal statt „gelernter“ Krimineller; die Verwendung von „je“ statt richtig „ge“.

Beispiel 119:

S. 145 Originaltext in Berlinisch:

„Und einmal muß ick zu kommen, det muß ick.“

Text in Hochdeutsch:

„Und eines Tages muss ich zu einem Pass kommen, das muss ich.“

Der Ausdruck „ick“ statt richtig „ich“ fällt immer wieder als Fehler im Berliner Dialekt auf.

Beispiel 120:

Originaltext in Berlinisch:

„Nee, nee, ick weiß schon Bescheid, mir werdense doch nich laufen lassen.“

Text in Hochdeutsch:

„Nein, nein ich weiß schon Bescheid, mich werden Sie doch nicht laufen lassen.“

Hier scheint wieder ein häufiger Fehler im Berliner Dialekt auf: Das Verwechseln von „mir“ und „mich“, hier: „ich muss „mich“ in fremder Erde begraben lassen und nicht wie im Text angeführt „mir“ in fremde Erde begraben.

Beispiel 121:

S. 146 Originaltext in Berlinisch:

„Aber denn kann ick nich mehr zurück und muss mir in fremde Erde begraben lassen.“

Text in Hochdeutsch:

„Aber dann kann ich nicht mehr zurück und muss mich in fremde Erde begraben lassen.“

Hier scheint wieder ein häufiger Fehler im Berliner Dialekt auf, nämlich das Verwechseln von „mir“ und „mich“, hier: „ich muss „mich“ in fremder Erde begraben lassen und nicht wie im Text angeführt „mir“ in fremde Erde begraben.

Beispiel 122:

Originaltext in Berlinisch:

„Ick bin jarnich verschrocken.“

Text in Hochdeutsch:

„Ich bin gar nicht erschrocken.“

Hier scheint wieder die Verwendung von „jarnich“ falsch im Berliner Dialekt auf. Richtig wäre die Verwendung „gar nicht“

Beispiel 123:

S. 148 Originaltext in Berlinisch:

„Na, det weiß doch’n Kind, dass man bei uns mitn Militär allens machen kann.“

Text in Hochdeutsch:

„Na, das weiß doch ein Kind, dass man bei uns mit dem Militär alles machen kann.“

Hier wieder der Fehler des Zusammenziehens von zwei Worten: „doch’n Kind“ statt „doch ein Kind“ und „mitn Militär allens“ statt „mit dem Militär alles“

Beispiel 124:

S. 149 Originaltext in Berlinisch:

„Det könnt ick mir direkt anjewöhnen.“

Text in Hochdeutsch:

„Daran könnte ich mich direkt gewöhnen.“

Der Ausdruck „angewöhnen“ wurde hier wieder als „anjewöhnen“ verwendet.

Beispiel 125:

Originaltext in Berlinisch:

„Hörnse mal, ziehnse se mal an, wollense?“

Text in Hochdeutsch:

„Höre Sie einmal, ziehen Sie sie einmal an, wollen Sie?“

Hier wieder der Fehler des Zusammenziehens von zwei Worten: „Hörnse“ mal! – richtig: Hören Sie mal; „Ziehnse mal“ – richtig: Ziehen Sie einmal an; „Wolense“ – richtig: Wollen Sie.

Beispiel 126:

S. 150 Originaltext in Berlinisch:

„Ick habe mir nämlich noch nie in Uniform jesehen.“

Text in Hochdeutsch:

„Ich habe mich nämlich noch nie in Uniform gesehen.“

Hier wieder die falsche Verwendung von „je“ statt „ge“ – „jesehen“ statt „gesehen“.

Beispiel 127:

Originaltext in Berlinisch:

„Nee, da war keen Spiegel drin, wo ick mir umjezogen habe.“

Text in Hochdeutsch

„Nein, denn wo ich mich umgezogen habe, war kein Spiegel vorhanden.“

Hier wieder die Verwendung von „je“ statt „ge“ – „umjezogen“ statt „umgezogen“.

Auch wieder die Verwechslung von „mir“ und „mich“ – „wo ich mir umjezogen habe“ statt „wo ich mich umgezogen habe“.

Beispiel 128:

Originaltext in Berlinisch:

„Da drauf muss ick mir vorbereiten.“

Text in Hochdeutsch:

„Darauf muss ich mich vorbereiten.“

Auch hier wieder der Fehler im Berliner Dialekt mit der Verwechslung von „mir“ und „mich“ – da drauf muss ich „mich“ und nicht „mir“ vorbereiten.

6. Schlussfolgerung

Im Verlaufe der wissenschaftlichen Forschungsarbeiten zu meiner Forschungsfrage „Wie wird die fachsprachliche Terminologie, die im Roman Der Hauptmann von Köpenick verwendet wird, im Berliner Dialekt repräsentiert?“ bin ich zu sehr vielen Detailergebnissen der Sprachwissenschaft und Germanistik gekommen, die meine oben angeführte Forschungsfrage sehr ausführlich beantworten. Die Analyse des Romans „Der Hauptmann von Köpenick“ brachte für mich viele neue Erkenntnisse. So zum Beispiel die Integration vieler Varietäten in dem Berliner Dialekt, die sich durch den geschichtlichen, politischen und religiösen Hintergrund ergeben haben. Der geschichtliche Hintergrund des Berliner Dialekts setzte sich aus dem Zuzug vieler Menschen nach Preußen zusammen, die aufgrund von religiösen Verfolgungen dort eine neue Heimat fanden. Auch starke wirtschaftliche Gründe waren die Motivation vieler Menschen, in Preußen eine neue Existenz aufgrund der Einladungen der preußischen Könige und später Kaiser aufzubauen. Davon zeugt ganz besonders das berühmte „Hollandviertel“ in Berlin-Potsdam, das nach der Zerstörung während des Zweiten Weltkrieges wieder vollständig aufgebaut und restauriert wurde. Die vielen Handwerker, die in diesem Hollandviertel, aber auch in anderen Stadtteilen von Berlin ansässig waren, brachten aus Holland ihre Muttersprache mit, die sich zum Teil als Varietät im Berliner Dialekt wiederfand. Auch die Hugenotten flüchteten aufgrund ihrer Verfolgungen in ihre Heimat nach Preußen, wo sie willkommen waren und sich zu wertvollen deutschen

Staatsbürgern entwickelten. Auch sie brachten ihre Muttersprache mit, die sich als Varietät im Berliner Dialekt wiederfindet.

Die politische Situation der Epochen von König „Friedrich dem Großen“ bis zum Ende des Ersten Weltkrieges war in Europa generell der Absolutismus. Alle Herrscher beherrschten ihre Länder in absoluter Weise. Sie beeinflussten das gesamte tägliche Leben ihrer Untertanen und schufen eine strenge unversöhnliche Gerichtsbarkeit. Diese unversöhnliche Gerichtsbarkeit spiegelt sich im ganzen Roman „Der Hauptmann von Köpenick“ wieder, in dem diese Gerichtsbarkeit keinem Menschen, der einmal – wenn auch nur durch die kleinste gesetzliche Übertretung – strafbar geworden ist, auch nach Verbüßung von langen Haftstrafen die Möglichkeit gibt, sich wieder in die Gesellschaft zu integrieren. Diese erschütternde unmenschliche Gesetzgebung zieht sich durch den ganzen Roman.

Die Varietäten, die in diesem Roman analysiert wurden, gehören zur Varietätenlinguistik im Deutschen. Außer den Forschungsarbeiten in der Varietätenlinguistik im Deutschen wurden auch zwei dominierende Fachsprachen in diesem literarischen Text analysiert. Es sind hier die Gaunerfachsprache und die Militärfachsprache. Wilhelm Voigt, der durch seine langen Aufenthalte in Gefängnissen wie Spandau und Moabit immer wieder mit Kriminellen in Berührung kam, hat sich diese Gaunersprache auch angeeignet, um einer von ihnen zu sein und akzeptiert zu werden. Aber auch die Militärfachsprache herrscht in diesem literarischen Text stark vor, denn Voigt hat während seiner Aufenthalte in den Gefängnissen zwangshalber durch einen Gefangenewart mit den anderen Gefangenen auf dem Innenhof des Gefängnisses auf dessen Kommando exerzieren müssen. Die Befehle und Kommandos dieses Gefangenewarters und auch das Lesen von militärischer Lektüre in der jeweiligen Bibliothek der Gefängnisse haben es viel später Voigt ermöglicht, seine „Köpenickiade“ so wahrheitsgetreu zu veranstalten, dass niemand nur einen geringsten Zweifel an seiner Figur als Hauptmann hatte. Diese zwei Fachsprachen – sowohl die Gaunersprache als auch die Militärfachsprache – werden als fachsprachliche Terminologie im Berliner Dialekt sehr stark repräsentiert.

Da ich zum Beginn meines Studiums auch bei Frau Professor Celler in der Germanistik war, habe ich mir ebenfalls die Frage gestellt, ob der Berliner Dialekt ein Dialekt, ein Soziolekt oder ein Metrolekt ist. Ich bin zu der Schlussfolgerung gekommen, dass der Berliner Dialekt nur ein Metrolekt sein kann, durch die vielen verschiedenen Varietäten aus den vielen europäischen Fremdsprachen, die in ihm enthalten sind.

Bibliografie

Ammon, Ulrich. 1995. *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz: das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin: de Gruyter.

Barbour, Stephen/Stevenson, Patrick. 1998. *Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven*. Berlin: de Gruyter.

Brendicke, Hans. 1897. *Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins*. Berlin. Heft XXIII 122-141, Heft XXIX 72-196.

Bretschneider, Anneliese. 1973. Berlin und „Berlinisch“ in der märkischen Sprachlandschaft. In: Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg (Hg.). *Jahrbuch für die brandenburgische Landesgeschichte* 24, 68-84. Berlin: Colloquium-Verlag.

Canis, Konrad. 1997. *Von Bismarck zur Weltpolitik. Deutsche Außenpolitik 1890 bis 1902*. Berlin: Akademie Verlag.

Dahle, Wendula. 1969. *Der Einsatz einer Wissenschaft. Eine sprachinhaltliche Analyse militärischer Terminologie in der Germanistik 1933-1945. (= Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft , Bd. 71)*. Bonn: H. Bouvier und Co. Verlag.

Der große Brockhaus. 1981¹⁸. Wiesbaden: 328 und 620. Wiesbaden: Brockhaus-Verlag.

Felder, Ekkehard. 2016. *Einführung in die Varietätenlinguistik*. Darmstadt: WBG.

Garbe, Horst. 1974. *Berlinerisch auf Deutsch. Herkunft und Bedeutung berlinerischer Wörter*. München: Bruckmann.

Halder, Winfrid. 2006². *Innenpolitik im Kaiserreich 1871-1914*. Wiesbaden: WBG.

Hertz-Eichenrode, Dieter. 1996. *Deutsche Geschichte 1890-1918. Das Kaiserreich in der Wilhelminischen Zeit*. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.

Imme, Theodor. 1918. *Die deutsche Soldatensprache der Gegenwart und ihr Humor*. Dortmund: Fr. Wilh. Ruhfus.

Just, Anna. 2012. *Die Entwicklung des deutschen Militärwortschatzes in der späten frühneuhochdeutschen Zeit (1500-1648)*. Frankfurt/Main: Peter Lang Verlag.

Kleberger, Ilse. 1999. *Berlin unterm Hörrohr*. Berlin: Arani-Verlag.

Kohls, Sybille. 2011. *Kauderwelsch, Berlinerisch, das Deutsch der Hauptstadt*. Bielefeld: Reise Know-How Verlag.

Lasch, Agathe. 1967. *Berlinisch: Eine Berliner Sprachgeschichte*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Lederer, Franz. 1979. *Ich lach' ma'n Ast – Sprache, Wesen und Humor des Berliners*. Berlin: Buchverlag der Germania A.G.

Lentzner, Karl. 1893. *Der Berliner Dialekt: Untersucht und nach Aufzeichnungen richtiger Berliner*. Edinburgh: Kessinger Legacy Reprints

Mausser, Otto. 1917. *Deutsche Soldatensprache: ihr Aufbau und ihre Probleme*. Strassburg: Trübner.

Meyer, Hans/Mauermann, Siegfried/Kiaulehn, Walther. 2000. *Der richtige Berliner: in Wörtern und Redensarten*. München/Berlin: C.H. Beck.

Möller, Klaus P. 2000. *Der wahre E: Ein Wörterbuch der DDR-Soldatensprache*. Berlin: Lukas Verlag.

Mommsen, Wolfgang. 1995. *Bürgerstolz und Weltmachtstreben: Deutschland unter Wilhelm II. 1890 bis 1918*. Berlin: Propyläen-Verlag.

Nabrings, Kirsten. 1981. *Sprachliche Varietäten*. Tübingen: Narr.

Nachama, Andreas. 1995. *Jiddisch im Berliner Jargon oder Hebräische Sprachelemente im deutschen Wortschatz*. Berlin: Stapp Verlag.

Nase, Karl. 1938. *Icke, dette, kieke mal – Wesen und Werden der Mundart Berlins*. Leipzig: Quelle & Meyer.

Niebaum, Hermann/Macha, Jürgen. 2006. *Einführung in die Dialektologie des Deutschen*. Tübingen: Max Niemayer Verlag.

Prochownik, Edda. 1964. *Da kiekste, wa!? Berlinerisch – eine Sprache mit Humor*. Berlin: Haude & Spener.

Rosenberg, Klaus-Peter. 1986. *Der Berliner Dialekt - und seine Folgen für die Schüler: Geschichte und Gegenwart der Stadtsprache Berlins sowie eine empirische Untersuchung der Schulprobleme dialektsprechender Berliner Schüler*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.

Rosenberg, Klaus-Peter. 1982. *Dialekt und Hochsprache. – Untersuchungen zu den Auswirkungen des Berliners auf die Rechtschreibung in der Schule*. Berlin.

Schlobinski, Peter. 1984. *Berlinisch für Berliner und alle, die es werden wollen*. Berlin: Arani-Verlag.

Schüßler, Martin. 2001. *Die Entwicklung der Gauner- und Verbrechersprache „Rotwelsch“ in Deutschland von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*. In: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte: Germanistische Abteilung Bd. 118. Wien/Köln/Weimar:387-419.

Sinner, Carsten. 2014. *Varietätenlinguistik: Eine Einführung*. Tübingen: Narr.

Slater, Ariane. 2015. *Militärsprache: Die Sprachpraxis der Bundeswehr und ihre geschichtliche Entwicklung*. Freiburg/Berlin/Wien: Rombach Verlag.

Steinkrauss, Kurt. 1983. *Jeliebtet Berlin*. Berlin: Stapp Verlag.

Ullmann, Hans-Peter. 1995. *Das deutsche Kaiserreich 1871-1918*. Frankfurt/Main: edition suhrkamp.

Ulrich, Volker. 1999. *Die nervöse Großmacht 1871-1918: Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs*. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch.

von Wilpert, Gero. 1971. *Dtv-Lexikon der Weltliteratur, Autoren – Bd. 4, Q-Z. Der Hauptmann von Köpenick mit historischem Hintergrund und sozialsatirischen Zügen gegen Unterdrückung, Bürokratie und Militarismus*. Frankfurt/Main: dtv-Verlag.

Wienen, Ursula. 2011. *Translatorische Dimensionen der Fachsprachenverwendung in literarischen Texten am Beispiel zweier Romane Jules Vernes*. In: Lavric, Eva/Pöckl, Wolfgang/Schallert, Florian (Hg.). *Comparatio delectat: Akten der VI. Internationalen*

Arbeitstagung zum romanisch-deutschen und innerromanischen Sprachvergleich- Innsbruck, 3.-5. Frankfurt am Main: Peter Lang.

Zuckmayer, Carl. 1953. *Der Hauptmann von Köpenick: Ein deutsches Märchen in drei Akten.* Frankfurt/Main: Fischer Verlag.

Zuckmayer, Carl. 2008. *Der Hauptmann von Köpenick: Ein deutsches Märchen in drei Akten.* Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuchverlag.

Internetquellen:

<http://www.berliner-zeitung.de/24265640>, Stand: 23.4.2017

<http://www.geschichte-abitur.de/deutsches-kaiserreich>, Stand: 31.3.2017

[http://www.geschichte-abitur.de/deutsches-kaiserreich,S. 2/3](http://www.geschichte-abitur.de/deutsches-kaiserreich,S.2/3), Stand: 31.3.2017

<http://www.geschichte-abitur.de/deutsches-kaiserreich>, S.2/3, Stand: 2.4.2017

<http://www.geschichte-abitur.de/deutsches-kaiserreich>, S.2/3, Stand: 2.4.2017

<http://www.geschichte-abitur.de/deutscheskaiserreich>, S.4ff, Stand: 2.4.2017

[http://www.planet-wissen.de/geschichte/persoenlichkeiten/otto_von Bismarck der eiserne kanzler/index.html](http://www.planet-wissen.de/geschichte/persoenlichkeiten/otto_von_Bismarck_der_eiserne_kanzler/index.html), S.2ff, Stand: 2.4.2017

<http://www.planet-wissen.de>, Stand: 21.3.2017

<http://www.geschichte-abitur.de/deutscheskaiserreich>, S.2/3, Stand: 2.4.2017

<http://www.planet-wissen.de>, Stand: 21.3.2017

http://www.geschichte-abitur.de/deutsches_kaiserreich-Geschichte_kompakt, Stand: 21.3.2017

[http://www.planet-wissen.de/geschichte/persoenlichkeiten/otto_von bismarck der eiserne_kanzler/index.html](http://www.planet-wissen.de/geschichte/persoenlichkeiten/otto_von_bismarck_der_eiserne_kanzler/index.html), S. 3-5, Stand: 21.3.2017

<http://www.ganz-berlin.info/geschichte.html> S.1/2, Stand: 2.4.2017

<http://www.ganz-berlin.info/geschichte.html> S. 1/2, Stand: 2.4.2017).

<http://www.schulzeux.de>, Stand: 27.3.2017

<https://www.inhaltsangabe.de/zuckmayer/der-hauptmann-von-koepenick/> S. 19, Stand: 28.3.2017

<https://www.inhaltsangabe.de/zuckmayer/der-hauptmann-von-koepenick/> S.1/9, Stand: 28.3.2017

<https://www.inhaltsangabe.de/zuckmayer/der-hauptmann-von-koepenick/> S.2/9, Stand: 28.3.2017

<http://de.metapedia.org/wiki/K%C3%B6penickiade>, Stand: 28.3.2017

http://dieterwunderlich.de/Wilhelm_Voigt.htm, S 3/9, Stand: 28.3.2017

<https://www.inhaltsangabe.de/zuckmayer/der-hauptmann-von-koepenick/>, Stand: 28.3.2017

http://www.diterwunderlich.de/Wilhelm_Voigt.htm S.2/3, Stand: 30.3.2017

http://www.diterwunderlich.de/Wilhelm_Voigt.htm S.2/3, Stand: 30.3.2017

<http://www.dieterwunderlich.de/Wilhelm.Voigt.htm> S.3/3, Stand: 30.3.2017

http://dieterwunderlich.de/Wilhelm_Voigt.htm, Stand: 4.4.2017

http://www.dieterwunderlich.de/Carl_Zuckmayer.htm, Stand: 4.4.2017

http://www.dieterwunderlich.de/Carl_Zuckmayer.htm S.2/3, Stand: 4.4.2017

http://www.dieterwunderlich.de/Carl_Zuckmayer.htm S.2/3, Stand: 4.4.2017

http://www.dieterwunderlich.de/Carl_Zuckmayer.htm S.2/3, Stand: 4.4.2017

Abstract

Die vorliegende Masterarbeit mit dem Titel „Variationslinguistisch-historische Fachsprachenforschung aufgrund des Hauptmann von Köpenick“ hat die Erarbeitung der fachsprachlichen Terminologie in diesem Stück, das aus drei Akten besteht, zum Ziel. Diese Masterarbeit vereint Schwerpunkte der Germanistik, der Sprachwissenschaft und der Translationswissenschaft. Im theoretischen Teil beleuchtet sie den sprachwissenschaftlichen Hintergrund, der im Besonderen das Hauptaugenmerk auf den Unterschied Variationslinguistik – Varietätenlinguistik legt, und den geschichtlichen Kontext zu dieser Zeit. Einen weiteren großen Punkt des theoretischen Teils ist die Dialektologie und im Speziellen die Einflüsse auf den Berliner Dialekt, um den in dieser Masterarbeit geht, sowie die geschichtliche Entwicklung des Berlinischen. In der vorliegenden Masterarbeit geht es um die Fachsprache in literarischen Texten, insbesondere um die Militär- und Ganovenfachsprache.

Die Forschungsfrage „Wie wird die fachsprachliche Terminologie, die im Roman „Der Hauptmann von Köpenick“ verwendet wird, im Berlinerischen Dialekt repräsentiert?“ wird anhand von über hundert Beispielen aus dem Werk „Der Hauptmann von Köpenick“ beantwortet, diesen jeweils das Äquivalent in Hochdeutsch sowie einer Erklärung angeschlossen sind. Der Roman basiert auf der wahren Begebenheit, dass ein Schuhmacher an der harten und unmenschlichen Gerichtsbarkeit zu Zeiten Kaiser Wilhelm II. scheitert.